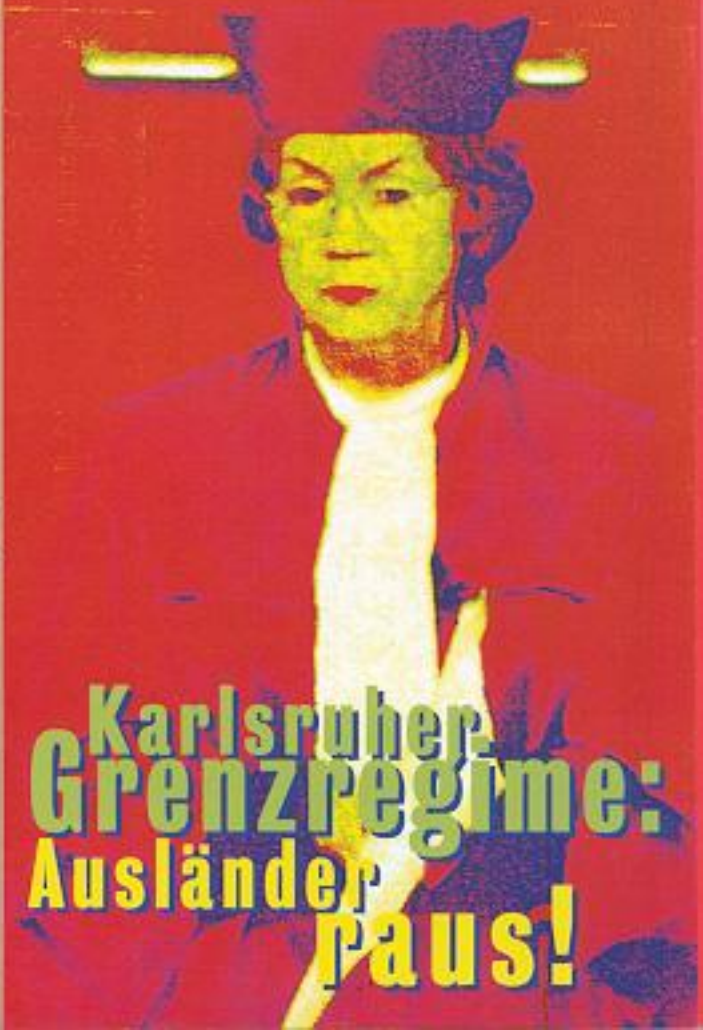
Heft 6 Juni 1996 8,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Goldhagen und der ewige Deutsche
- Gespräch mit dem RAF-Gefangenen Helmut Pohl
- Henscheid: Die neue Schamlosigkeit
- Wunderwaffe Hera Lind
- Aufsteiger: Der Fall Schirrmacher
- Absteiger: Die Zeugen Yeboahs



Karlsruher Grenzregime: Ausländer raus!

in konkret Juni 1996

von konkret

an konkret

Karlsruher Grenzregime von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Der gewöhnliche Deutsche von Otto Köhler

Noch bevor es in deutscher Übersetzung erschienen ist, hat ein Buch des US-amerikanischen Wissenschaftlers Daniel Jonah Goldhagen über die Beteiligung des deutschen Durchschnittsbürgers an der Vernichtung der europäischen Juden hierzulande Abwehrreaktionen ausgelöst, die – von »Taz« bis »FAZ«, von »Spiegel« bis »Welt« – bestätigen, was sie bestreiten wollen

Zu Protokoll

»Die Deutschen und der Judenhaß – Waren wir Hitlers willige Henker?« hieß die Talk-im-Turm-Sendung, die Sat.1 am 28. April 96 ausstrahlte. Über die Thesen des US-amerikanischen Wissenschaftlers Daniel Goldhagen diskutierten unter der Leitung Erich Böhmes: Monika Ziegler, Mitarbeiterin der jüdischen Emigrantenzeitung »Aufbau« (New York), der deutsche Historiker Hans Mommsen, Michel Friedmann, Mitglied des Zentralrats der Juden in Deutschland, der grüne Realo Daniel Cohn-Bendit und der österreichische Historiker Gerhard Jagschitz. KONKRET dokumentiert Auszüge aus der Debatte

Standort-Gespenster von Robert Kurz

Der Streit um Abriß oder Rettung des Sozialstaats hat längst groteske Züge angenommen

Hochangereicherte Diplomatie von Matthias Küntzel

In Garching wird in diesem Sommer mit dem Bau eines Forschungsreaktors begonnen, der nicht aus ökologischen, sondern aus politischen Gründen in das Kreuzfeuer der internationalen Kritik geraten ist. Die Frage ist: Warum setzt Bonn auf Waffenuran?

Run auf die Plätze von Helmut Pohl, Oliver Tolmein

KONKRET-Gespräch mit dem seit Juni 1971 – mit Unterbrechungen – inhaftierten Gefangenen aus der RAF, Helmut Pohl, über die strategischen Auseinandersetzungen zwischen RAF und Gefangenen, das Grundkonzept der RAF und die politische Arbeit unter Haftbedingungen

Ein Anstoß von Oliver Tolmein

Dabeisein ist alles von Georg Fülberth

Linke Mitte, rechte Mitte und ein geliehener Antifaschismus. Über den Sieg des Zweckbündnisses »Ölbaum« bei den italienischen Parlamentswahlen

Der Mörder ist immer der Oberst von Winfried Wolf

Lockerbie und das »Auschwitz-im-Wüstensand« – Wie sich innerimperialistische Konkurrenz in die freie Wahl des ideellen Gesamtterroristen übersetzt

Lockerbie-Puzzle von Konkret-Redaktion

Aus den befreiten Gebieten IV von Thomas Uwer

Welchem Kalkül folgt und wie funktioniert »Entwicklungspolitik«? Das Beispiel Irak

In diesem SinnePDS wird OVP von Jürgen Elsässer

In diesem SinneDie Zeugen Yeboahs von Frieder Kern

In diesem SinneWas Recht war... von Rolf Surmann

Kunst & Gewerbe von Jürgen Roth, Oliver Tolmein, Rayk Wieland, René Martens, Wiglaf Droste, Knud Kohr

Bruder Schirrmacher von Rayk Wieland

Altes Glück, neues Elend von Georg Seeßlen
Vom Ufa-Film zur Fernsehserie – wie sich die deutschen Bilder gleichen. Erster Teil eines zweiteiligen Beitrags über Kontinuitäten in der deutschen Film- und Fernsehunterhaltung

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Verhüter der Sprache von Hermann Peter Piwitt
Im geschlossenen Wahnsystem: Eine Tagung des PEN-Clubs in Heidelberg kreiste um das Thema »Arbeitslosigkeit«

Die Zukunft von gestern ist heute von Kay Sokolowsky
Warum das Tausendjährige Reich der Deutschen untergehen mußte und warum es doch nicht unterging, beschreiben zwei Bücher des niederländischen Schriftstellers Harry Mulisch

Buch & Deckel von Klaus Bittermann
Margret Boveri: Tage des Überlebens. Berlin 1945. Eichborn Verlag (Die andere Bibliothek, Bd. 136), Frankfurt 1996, 364 Seiten, 48 Mark

Buch & Deckel von Michael Hahn
Roger Martin: AmeriKKKa: Der Ku-Klux-Klan und die Ultrarechte in den USA. Aus dem Französischen von Ilse Utz. Rotbuch Verlag, Hamburg 1996, 311 Seiten, 38 Mark

Buch & Deckel von Werner Pirker
Leo Trotzki: Die Balkankriege 1912-13. Arbeiterpresse Verlag, Essen 1996, 585 S., 48 Mark

Wunderwaffe Hera Lind von Regina Keller
Dämliches Personal aufmarschieren lassen, dann draufhauen und so die Leserinnen bei Laune halten: ein Erfolgsrezept

Melodie & Rhythmus von Carsten Otte
Unreine Musik – Hans Werner Henze zum 70. Geburtstag

Melodie & Rhythmus von Holm Friebe
Ernst Kahl & Kayser: Im Kühlschrank brennt noch Licht; Freibank

Melodie & Rhythmus von René Martens
Verschiedene: Spitzenreiter! 22 Goldene Fußballklassiker; I Saw Hans Walitza Kick That Ball Records/RTD

Melodie & Rhythmus von Michael Rudolf
Rage against the machine: Evil Empire; Sony

Die neue Schamlosigkeit von Eckhard Henscheid

Zu einem kulturellen Phänomen

Film & Theater von Michael Nauert
Girl 6

Film & Theater von Kay Sokolowsky
Cutthroat Island

Film & Theater von Jan Pehrke
Wolken ziehen vorüber

Stein schlägt Schere von Sönke Jahn
Die Digitalisierung der Ersten Welt schreitet weiter voran. Sie kostet nicht nur Geld, sondern es läßt sich auch gut damit verdienen. Kurzer Lehrgang durch die Geschichte der Computerisierung

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 06/96, S. 4

von konkret

Seltsames geschieht: Je weiter der Sieg über den Weltkommunismus zurückliegt, desto unverfrorener spielen siegreiche Krieger die trauernden Hinterbliebenen, wobei sie sich nicht scheuen, Erkenntnisse, die sie vor Jahren unter heftigem Schütteln des Kopfes dieser Zeitschrift entnommen haben, als frisch gemachte eigene auszugeben. Beispielhaft die »Frankfurter Allgemeine«:

Aus den Ereignissen nach dem Kollaps der kommunistischen Herrschaft in der ehemaligen Sowjetunion sollte eine wichtige Lehre für die China-Politik des Westens gezogen werden: Ohne eine funktionsfähige Staatsorganisation, die ein Minimum an zivilisiertem Zusammenleben garantiert, sind die Verheißungen demokratischer Mitbestimmung, marktwirtschaftlichen Wettbewerbs und sozialer Gerechtigkeit zum Scheitern verurteilt. Da Personal und Organisation der Kommunistischen Partei aber Kern und Gerüst des Regierungssystems bilden, wird der chinesische Staat nach einem Kollaps der Partei genausowenig funktionstüchtig sein, wie es die Staatsverwaltung in Rußland heute ist.

Wo sie das her hat? Aus *KONKRET 10/95:*

China hat sich, wie Rußland, von den Zielen des Kommunismus verabschiedet, anders als Rußland aber den diktatorischen Herrschaftsapparat beibehalten, in der Erwägung, daß das Kapital, das der Zutritt zum Weltmarkt kostet, nur so zu akkumulieren ist, wie das am Beginn jeder kapitalistischen Entwicklung geschah und geschieht vor hundertfünfzig Jahren in Manchester nicht anders als heute in Korea oder morgen in Vietnam... In Rußland gelten heute die Menschenrechte, wie in Kabul. In Peking nicht... Daß die Chinesen, wenn sie auf den Weltmarkt wollen, für Ruhe auf dem Platz des Himmlischen Friedens sorgen müssen – die einen wissen's, die Dümmern ahnen's.

Wie die »FAZ« so auch Springers »Hamburger Abendblatt«, unter dem Titel »Hat der Kapitalismus abgewirtschaftet«:

Deutschland mit der höchsten Arbeitslosigkeit seit Kriegsende. Sinkende Reallöhne trotz Wirtschaftswachstum in den USA. Japan nimmt Abschied von der Vollbeschäftigung und kämpft gegen sinkende Produktivität... Dem Kapitalismus fehlt der Kommunismus. »Ohne greifbare Alternative, ohne konkurrierende Ideologie, muß sich das kapitalistische System nicht mehr rechtfertigen oder an anderen Maßstäben messen lassen – weder nach innen noch nach außen«, sagt Professor Lester C. Thurow, Wirtschaftsprofessor am Massachusetts Institute of Technologie...

Dafür hätte das »Abendblatt« nicht im Mai 96 seine Irmintraud Jost nach New York schicken müssen, sondern bloß im Februar 1993 den Redaktionsboten zum nächsten Hamburger Kiosk:

Jede neue Nachricht nährt den Verdacht, es sei schon längere Zeit allein die kommunistische Herausforderung gewesen, die eine marode, im Weltmaßstab längst und endgültig gescheiterte und nur auf ganzer Kontinente Kosten in einem Dutzend reicher Länder leidlich funktionable Wirtschafts- und Gesellschaftsform zur Mobilisierung ihrer letzten materiellen und ideellen Reserven animiert hat. (Eine davon war der Faschismus.) Mit letzter Kraft haben die kapitalistischen Staaten und Gesellschaften, den Todfeind im Blick, sich zusammengerissen. Jetzt, da er weg ist, gehen sie in die Knie und geraten in Panik.

UNI-KONKRET, das Sonderheft zum Sommersemester 1996, herausgegeben von Hermann L. Gremliza und dem AStA FU Berlin, dem AStA RuhrUni Bochum, der Radikaldemokratischen StudentInnengruppe RuhrUni Bochum, dem AStA Uni Bonn, der Grünen Hochschulgruppe Uni Bonn, regenbogen Basisgruppen und Fachschaftsaktive Uni Dortmund, dem AStA Uni-GH-Duisburg, der Linken Liste an der Uni-GH-Duisburg, der Grünen Hochschulgruppe Uni-GH-Essen, der Demokratischen Linken Uni Frankfurt, der Liste LINKS Uni Hamburg, dem Roten Splitter Uni Heidelberg, den Jungdemokraten-Junge Linke Hochschulgruppen, dem AStA Uni Kaiserslautern, dem AStA AfH Köln, dem SprecherInnenrat der Philosophischen Fakultät der Uni Köln, der Alternativen Liste Uni Köln, ist Mitte Mai erschienen. Redaktion: Pascal Beucker. Unter den Autoren: Christina Thürmer-Rohr, Knud Kohr, Anja Krüger, Stefan Ripplinger, Horst Tomayer, Jürgen Roth, Georg Fülberth, Robert Kurz.

UNI-KONKRET ist zu beziehen über die genannten Mitherausgeber und direkt (zum Preis von zwei Mark zuzüglich Porto von DM 1,50) bei KONKRET, Ruhrstraße 111, 22761 Hamburg

Auf Lesereise gehen: Otto Köhler mit seinem Buch »Hitler ging – sie blieben. Der deutsche Nachkrieg in 16 Exempeln«. Und Hermann L. Gremliza mit seinem Buch »Herrschaftszeiten oder Freiheit ist immer die Freiheit von Radio Luxemburg« sowie mit seinem Leseprogramm »Ich, Josef Stalin«. Interessierte Veranstalter wenden sich wegen Terminen und Konditionen unter dem Stichwort »Lesung« bitte an Katrin Gremliza, c/o KONKRET, Ruhrstraße 111, 22761 Hamburg.

Konkret 06/96, S. 6

an konkret

Weiche Birne

KONKRET 5/96: »Witzfleisch mit Sättigungsbeilage« von Michael Rudolf

Ich verbitte mir, von dem Satire-Laien Michael Rudolf als Witzemacher abgestempelt und in einer Zeile mit Schreibern wie Klaus Mampell und Peter Maiwald genannt zu werden. Was Rudolf seinem »Zeit«-Kollegen Willi Winkler vorwirft, mangelnde Unterscheidungsgabe und Fehleinschätzungen, kann er sich getrost selbst an den Hut stecken. Offenbar ist er nicht einmal in der Lage, ein Blatt wie das »Neue Deutschland«, wahrlich kein umfangreiches Konvulut publizistischer Ergüsse, zu lesen, ohne die Seiten und Rubriken durcheinanderzubringen. So habe ich weder mit der in diesem Zusammenhang geschmähten Seite »Blattschuß« noch mit der Rubrik »IDULA« zu tun, bei der mich Rudolf wohl mit Martin Buchholz verwechselt. Das »ND« bringt lediglich dreimal in der Woche meine Beiträge auf den Seiten zwei und drei. Dabei handelt es sich aber um Zeichnungen und nicht um Textbeiträge wie bei allen anderen von Mister Incompetence angeprangerten Autoren. Was mein Name in seinem Elaborat zu suchen hat, bleibt das Geheimnis des unehrenhaften Faselanten Michael Rudolf. Naheliegende Vermutung: Weiche Birne wg. Abusus von Ostsatire.

Rainer Hachfeld

Berlin

Nicht verblödet

KONKRET 5/96: Herrschaftszeiten

In der o.g. Ausgabe war zu lesen, daß Ihrer Meinung nach »sozialistische und christliche Traditionen« zu einer Spiritualität befähigen, die zu »allseitiger Verblödung führt«. Da ich scheinradikale Profilsuche oder schlichte Boshaftigkeit bei Ihnen ausschließe, kann ich mir eine solche Einschätzung nur damit erklären, daß es Ihnen an entsprechenden Informationen mangelt, was mich überrascht. Ist Ihnen tatsächlich nicht bekannt, daß es immer schon Menschen christlichen und jüdischen Glaubens gab, die sich als Sozialistinnen und Sozialisten an den Klassenkämpfen ihrer Zeit beteiligten, und die als verblödet zu bezeichnen, gelinde gesagt, unpassend ist?

Ich bitte Sie darum, sich bei sachkundigen Personen Ihres Vertrauens, wie z.B. Herrn Fülberth, über die Biographie von Sozialisten, die auch Christen waren, wie z.B. Erwin Eckert oder Helmut Gollwitzer, aufklären zu lassen. Diese Kenntnis sowie die Erinnerung daran, daß beispielsweise sowohl die Unidad Popular als auch die FSLN von christlichen Sozialisten mitgetragen wurde, sollte Sie sodann dazu bringen, sich für diese Beleidigung zu entschuldigen.

Matthias Nauerth

Ellerbek

Spiegelterror

KONKRET 5/96: »Deutscher Frühling« von Hermann Gremliza

Der Passus vom »Kurden-Terror« stammt tatsächlich von »Bild«, wurde aber auch auf der Titelseite des »Spiegel« (14/96) modifiziert übernommen: »Kurdenterror in Deutschland – zwei Täter packen aus«. Doch was ist mit »Albaner-Terror an deutschen Tankstellen«, »Russenmafia-Terror«, »Bulgaren-Terror«, »Serbenterror«?, »Wer zahlt für Englands irre Kühe?« (»Spiegel«) Wer bewahrt uns vor dem Atombombenterror der irren Froschfresser? Dies ist auch einfacher zu haben.

»Spiegel« (17/98): »Ausländer-Terror in Deutschland – schmeißt die Kanaken endlich raus!«

Martin Stolle

Hamburg

Schulmeister

KONKRET 4/96: Leserbrief von Peter May

Sehr geehrter Herr Gremliza, in einem Leserbrief in der Zeitschrift KONKRET 4/96, der ich keineswegs immer »vollinhaltlich« zustimme, maßregelt sie ein gewisser Peter May wegen der seines Erachtens falschen Formulierung »how come?« Diese Schreibweise ist natürlich korrekt und entspricht dem englischen Sprachgebrauch, die Regel vom »s« in der dritten Person Singular Präsens gilt hier nicht. Aber das wissen Sie sicher selbst. So geht es eben, wenn deutsche Schulmeister es immer besser wissen wollen. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich bin selbst einer.

Wolfgang Wittenstein

Lüdenscheid

Rüffel

KONKRET 5/96: Leserbrief von Heinz Merkle

Oha! Den Rüffel muß ich wohl irgendwie verdient haben. Dabei war es keineswegs meine Absicht, H.L.G. besserwisserisch nahezutreten. What teach me that? Laß das Leserbriefschreiben.

Peter May

Hamburg

Mäzenaten

KONKRET 5/96: »Moderne Zeiten« von Rayk Wieland

Rayk Wieland unterstellt, vermute ich, daß eine zunehmende ökonomische Abhängigkeit der Künstler und Kunstvermittlungsinstitutionen von privatwirtschaftlichen Sponsoren diese in selbst- und fremdzensurierte Kritiklosigkeit treibe, schlimmer denn je. Gegenüber dem öffentlich geförderten und damit automatisch staatstragend werdenden Künstler bilde der privat gesponserte eine mephistophelische Steigerung, auf dem besten Weg zum Kapitalismus-affirmierenden Werbedesigner ... Muß man tatsächlich immer in der Renaissance anfangen, wenn man ein paar Fragen über Kunst und ihre gesellschaftliche Funktion aufwerfen will?

Der Autor selbst ja auch. »Die Hoffnung jedoch, daß die Wirtschaft ein Interesse hätte, ein neues Mäzenatentum zu begründen, muß enttäuscht werden.« Polemisch wird unterstellt, daß Klaus Staeck, Hans Haacke und die anderen Künstler der »Düsseldorfer Erklärung«, der Museumsleiter Jean-Christophe Ammann und Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff in dieser Hoffnung eins wären. Tatsächlich wünscht ja niemand eine Rückkehr zu den Sklavenabhängigkeiten der Medicis, zu den Beschränkungen der Inquisition und der Marktregulation durch die Zünfte, in denen die Künstler im Mittelalter organisiert waren wie die anderen Handwerker. Das aber ist der historische Kontext, in dem der Ausdruck des Mäzenatentums verstanden werden müßte.

Eine der unwidersprochensten Grund-auffassungen der Kunstsoziologie besagt, daß die Kunst ihre relativ klar umrissene gesellschaftliche Funktion zwischen Mittelalter und Neuzeit verlor, zugunsten eines freien Marktes und – eins nicht ohne das andere – künstlerischer Autonomie. Künstler waren wirtschaftlich abhängig, wie zuvor, der ökonomische Druck wurde durch die aufkommende Konkurrenz, die innerhalb der Zünfte so nicht existierte, sogar stärker. Aber es gab eine Dynamisierung und Heterogenisierung auf der Seite der Auftraggeber, die die Spannbreite künstlerischer Positionen erweiterte und damit eine Kunstgeschichte im heutigen Sinne ermöglichte.

Der freie Markt, indem er künstlerische Autonomie ermöglichte, konnte deren Kehrseite nicht verhindern: die Möglichkeit der kritischen Stellungnahme zu sozialen Entwicklungen. Zur Grundausstattung der Linken gehört der Anspruch an die Kunst, sie möge ästhetische Qualität mit aufklärerischer Potenz verbinden. Künstlerische Avantgarde kann demnach nur sein, wer auch politische Avantgarde ist. Damit rückt man entweder in die Nähe eines romantischen Programms, das im Künstler den genialischen Welterlöser sieht, oder subsumiert die Kunst vollkommen unter externe politische Vorgaben.

Das authentische Zusammengehen von Kunst und Politik ist in der Geschichte nur relativ selten vorgekommen. Jaques-Louis David, jakobinischer Politiker der Nationalversammlung, fand als Staatsmaler der französischen Revolution eine künstlerisch beeindruckende Ausdrucksfähigkeit auf der Höhe seiner Zeit. Die russische Avantgarde der jungen Sowjetunion verspürte den Rahmen der sich revolutionierenden Gesellschaft als ihrer Kunst förderlich – bis der Stalinismus dem rigoros und blutig eine Ende machte.

Während die Kunst ihre Weiterentwicklung seit Cézanne immer mehr aus rein formalen Kriterien begreift, wird es immer schwieriger, inhaltlich Stellung zu beziehen.Die avantgardistische Revolte um die 20er Jahre versuchte, ästhetische und politische Ansprüche zu verbinden und wurde durch Einverleibung in das kritisierte System überwältigt. Eventuelle politische Ambitionen werden heute innerhalb der Präsentationsinstanzen wirkungslos gemacht, so daß selbst instituionen-

kritische Richtungen – wie damals der Dadaismus – innerhalb der herrschenden Institutionen ohne sichtbaren Bruch aufgehen. Der Begriff einer Kunst »in radikaler Opposition zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung«, dieser zur Floskel gewordene Ausdruck der 68er, den Rayk Wieland ohne Ironie verwendet, erscheint absurd, ein sinnvoller Inhalt dazu läßt sich schlechthin gar nicht denken. Welche Wirkung könnte denn ein noch so kritisches Werk von Hans Haacke innerhalb des Medienereignisses »Biennale« überhaupt entfalten? Der kritische Gestus, den die »moderne Kunst« behalten hat, kann in Politik und Wirtschaft ohne Gefahr genutzt werden, gerade weil er so vollständig entleert ist. Damit ist der Kreis der wirtschaftlichen und politischen Sponsoren der leidigen Aufgabe des Zensurierens enthoben. Innerhalb des Kunstsystems wird jeder kritische Inhalt automatisch und effektiv neutralisiert.

Ute Reichmann

Göttingen

Konkret 06/96, S. 9

Hermann L. Gremliza

Karlsruher Grenzregime

Hinter dem biederen Wortgeklingel des Asylurteils verbirgt sich die Abdankung des Bundesverfassungsgerichts als Rechtsschutzorgan... Das Gericht kündigt an, daß es künftig, Verfassungsbeschwerde hin oder her, der Abschiebung von Flüchtlingen tatenlos zusehen wird... Ab sofort wird also erst einmal abgeschoben. Dann wird in Ruhe über die Verfassungsbeschwerde des abgeschobenen Flüchtlings entschieden. Das Ergebnis wird ihm dann gegebenenfalls auf dem Friedhof zugestellt... Die Richter verbeugen sich vor der vermeintlichen Staatsräson. Und selbst dabei kommt es noch zu verbalen Exzessen: Bei ihren Ausführungen zu den »sicheren Herkunftsstaaten« unterscheiden die Richter zwischen humaner und inhumaner Todesstrafe. Allenfalls in Staaten, die inhumane Exekutionen praktizieren, soll ausnahmsweise nicht abgeschoben werden... Die schnelle Abschiebung ist dem Verfassungsgericht wichtiger als alle anderen Werte des Grundgesetzes. Der Dienstag, der 14. Mai 1996, ist ein schwarzer Dienstag in der Geschichte der Grundrechte der Bundesrepublik... Das Verfassungsgericht mißbraucht das Asylrecht auf seine Weise: Es läßt es nur noch als Attrappe bestehen. Es wäre ehrlicher gewesen, das Asylrecht ganz abzuschaffen.

So bitter. So radikal. Und so wahr. Viele werden fragen, wie diese Philippika gegen das höchste Gericht der Republik in der bei Politik, Wirtschaft und Justiz nicht minder hoch angesehenen »Süddeutschen Zeitung« erscheinen konnte. Und keiner wird ihnen antworten, daß der Beitrag, den der Redakteur Heribert Prantl verfaßt hat, der wertvollste Beitrag ist, den die angesehene Zeitung dem Ansehen des höchsten Gerichts leisten konnte.

Was nämlich erzählt der sympathisch aufbrausende Verfasser seinem Publikum? Er erzählt nicht, daß der Ausgang des Verfahrens vor der Einreichung der Klagen entschieden gewesen ist, und unentschieden nur, wieviele rechtlich bedeutungslose, stimmungspolitisch aber sehr erwünschte Minderheitsvoten beigefügt würden. Sondern er erzählt, daß die Richter, die zu prüfen hatten, ob die Abschaffung des Asylrechts verfassungsgemäß sei, auch nein hätten sagen können.

An diesem Glauben aber hängt das ganze Ansehen des Gerichts. Er ist so begründet wie der Glaube, der Deutsche Bundestag werde je ein Gesetz gegen den erklärten Willen der Deutschen Bank beschließen, und es sei purer Zufall, daß er dergleichen seit seiner ersten Sitzung im Jahr 1949 bis heute unter keiner Regierung versucht hat. Was das Bundesverfassungsgericht frei entscheiden darf, ist der Streit, den zwei etwa gleichstarke Fraktionen der gesellschaftlichen Herrschaft, vertreten durch ihre politischen Beauftragten, Regierung und parlamentarische Opposition, miteinander führen (Ostverträge, Abtreibung). Es darf gegen beide Beauftragte entscheiden, wenn die Auftraggeber der Raffgier ihres politischen Personals Grenzen setzen wollen (Parteienfinanzierung, Diäten), oder wenn den Richtern etwas noch Pfiffigeres einfällt als den anderen Staatsschützern (etwa das Urteil, das es verbietet, Soldaten der Bundeswehr, nicht aber andere, potentiell deutschfeindliche Truppen, Mörder zu nennen). Ist die Bourgeoisie sich in einer bedeutenden Sache einig, hat das Gericht zu parieren.

Was Prantl die »vermeintliche Staatsräson« nennt, ist die Räson des Staates, gegen den er vermeintlich aufbegehrt. Und ein weiteres Mal versucht die Sprache, deren Gesetz nicht in Bonn gemacht und nicht in Karlsruhe geprüft wird, ihren Nießbraucher auf seinen Irrtum zu stoßen: »Die schnelle Abschiebung ist dem Verfassungsgericht wichtiger als alle anderen Werte des Grundgesetzes«, läßt sie ihn schreiben, und nennt also, gegen die Überzeugung des Autors, die schnelle Abschiebung einen Wert des Grundgesetzes.

»Wer noch immer davon ausgeht, es sei Aufgabe des Staates (bürgerlich oder nicht), den Grundrechten zu Diensten zu stehen, der versteht offensichtlich nicht, was der Staat ist und wozu er da ist.« Zwölf Jahre bevor der Fall Prantl wieder einmal nahelegt, es zu tun, schlug Johannes Agnoli vor, »den Verteidigern des idealen Rechtsstaats über seine Wirklichkeit Mitteilung zu machen«: »In einem Wirtschaftssystem, das von inneren und äußeren Krisen, von Verweigerung, verfehlten Produktionsplänen, von einer erbarmungslosen Konkurrenz auf Weltmarktebene gebeutelt wird – was sollen da subjektivrechtliche, gar moralische Forderungen an die Politik?« Staat und Recht haben nur eine Aufgabe: die »rechtlich-politische Disziplinierung der gesellschaftlichen Negation«.

Klassenjustiz, um sie geht’s, ist kein Schimpfwort, sondern der Begriff, auf den eine zur Zeit verbotene Wissenschaft eine Rechtsordnung bringt, die wie alle anderen Institutionen des bürgerlichen Staates und dieser als ganzer die Interessen der die Gesellschaft dominierenden Klasse mit ihren spezifischen Mitteln zu verteidigen hat, etwa, wenn’s eng wird, mittels jener juristischen Formelsprache, die der erboste Kritiker dann »biederes Wortgeklingel« nennt. Anders als der Freigeist in der »Süddeutschen« hat der Bundeswehrprofessor Wolffsohn in der »Bild«-Zeitung verstanden, welche Grundrechte die Justiz schützen muß: »Die Asyl- und Zuwanderungspolitik betrifft auch die Rentenfrage, die Zukunft unserer Wirtschaft und den inneren Frieden.« Und auch der Rechtsexperte der Unionsfraktion, Norbert Geis, ist schlauer als es der Liberalismus erlaubt: »Wir müssen an die sozialen Besitzstände heran. Wir sind nicht mehr das Land, in dem Milch und

Honig fließt. In einer solchen Situation können wir nicht auch noch neue Türen aufmachen für Leute, die im Asylverfahren durchrutschen.«

Man muß die Verteidiger des idealen Rechtsstaates nicht gleich auf Marx verweisen, der es als Prinzip eines jeden bürgerlichen Verfassungsartikels bezeichnet hat, daß sein zweiter Teil zurücknimmt, was der erste gewährt hat (Eine Zensur findet nicht statt – es sei denn, es handelte sich um gemeingefährliche Schriften. Politisch Verfolgte erhalten Asyl – es sei denn, es kommen mehr und andere als uns lieb sind); es sollte genügen, sie daran zu erinnern, wie die Abschaffung des Asylrechts begonnen hat: mit einer Kampagne gegen den Mißbrauch des deutschen Sozialstaats durch Ausländer, gegen Asylschwindel und Sozialschmarotzertum.

Der Angriff auf das Asylrecht war zugleich der Einstieg in die Debatte über den Umbau bzw. den Abriß des Sozialstaats. Wer soziale Leistungen einsparen will, muß die Anspruchsgrundlage beseitigen, das heißt: soziale Rechte streichen. Die Streichung des Asylrechts war das erste gemeinsame Sparpaket von Bundesregierung und Opposition, dem Bündnis für Arbeit ging das Bündnis gegen Ausländer voraus.

Unter dem neuen Grenzregime kommen in Abschiebeknästen und an den Landesgrenzen seither jedes Jahr ein paarmal soviele Menschen ums Leben wie einst an Mauer und Stacheldraht (freilich, und das erklärt das Schweigen der Unterschriftsteller und anderen Menschenrechtler: keine Deutschen). Allein 1994 wurden 145.000 Ausländer »aufgegriffen« und, ohne daß sie auch nur hätten erzählen können, warum sie Zuflucht suchten, sofort »zurückgeschoben«.

Die Zahl der Asylbewerber wurde seit 1993 auf ein Drittel reduziert, Ziel ist, nach dem Asylrecht auch die Asylbewerbungen auf null zu bringen. Die Bedingungen der Kapitalverwertung zu sanieren, wird der Sozialstaat, der sich die Mitwirkung seiner Proleten erkauft, peu à peu in den Polizeistaat überführt, der sie diszipliniert und die Ausländer, die er zur Finanzierung der deutschen Renten braucht, »nach Qualität« (CDU-MdB Lummer) selektiert.

Das Bundesverfassungsgericht hat sich um all das verdient gemacht. Es hat den ökonomischen, sparpolitischen Ansatz der Asylbeseitigung als »Lastenverteilung«, die Deutschland durch die Abschiebung in »sichere Drittländer« herbeiführe, ausdrücklich gewürdigt, und den polizeistaatlichen verschärft: Die häufig rassistischen Behörden dürfen sich bestätigt fühlen, die Flüchtlinge sind um die Rechtsgarantien, die das Grundgesetz zu bieten schien, beraubt. Die höchsten Richter haben getan, wofür sie gewählt wurden und bezahlt werden, sodaß am Ende der für ihre Bewertung durch die Opposition zuständige SPD-Abgeordnete Wiefelspütz ihnen die Note »sehr ausgewogen« geben konnte.

Konkret 06/96, S. 10

Herrschaftszeiten

Selbstschuß

Der heimliche Vorsitzende der Partei des Demokratischen Sozialismus, Gregor Gysi, fragt:

Wie verhält sich die etwas ohnmächtige, etwas verschlafene Linke in den alten Bundesländern zu dem Projekt PDS, wann will sie eigentlich in Anbetracht der außen- und innenpolitischen Realitäten aufwachen, sich wieder ein bißchen organisieren und aktiv werden?

Das war im Frühjahr 1996. Der amtierende Vorsitzende Lothar Bisky antwortet:

Ein gegenwärtiges Kennzeichen der Reaktion der Monopolbourgeoisie auf diese Krise ist auch die verstärkte Hinwendung zu sozialreformistischen Positionen, die in der BRD unter dem Tarnmantel des »demokratischen Sozialismus« entwickelt werden.

Das war im Jahre 1976, in Biskys Schrift »Zur Kritik der bürgerlichen Massenkommunikationsforschung«.

Ein Volk 1

Umfrage unter den VolksgenossInnen, wie sie ihren Staat am liebsten sparen sehen würden: eine Arbeitspflicht für Sozialhilfe-Empfänger wünschen sich 72 Prozent, eine Verschärfung der Zumutbarkeitsregeln für Arbeitslose 71 Prozent und den Einsatz von Detektiven zur Aufdeckung des Mißbrauchs staatlicher Hilfen 65 Prozent. Brav.

Ein Volk 2

Erhebung des Staates, wie es seine VolksgenossInnen mit seinen Gesetzen halten: Die knapp achtzig Millionen Deutschen haben im vergangenen Jahr genau 6.668.717 Straftaten begangen, wenn man die Neugeborenen und die Bettlägerigen mitzählt, also jeder Zwölfte je eine Straftat. Trotz eines Rückgangs beim schrecklichsten Verbrechen wider die Volksheiligtümer, dem Autodiebstahl, um 4,8 Prozent, nahm die Kriminalität insgesamt um zwei Prozent zu, die Gewaltkriminalität sogar um 8,9 Prozent, die Raubdelikte um 9,9 Prozent, die schwere Körperverletzung um 8,8 Prozent und die Rauschgiftdelikte um 19,7 Prozent. Auch für die Zukunft ist vorgesorgt: Die Zahl tatverdächtiger Kinder stieg um 18,6 Prozent.

Hinkel

Associated Press berichtet aus Tel Aviv über einen exemplarischen Fall von Antisemitenverfolgung:

Bei der Rückkehr vom Gespräch mit Arafat aus Gaza auf israelisches Gebiet ließen die israelischen Grenzsoldaten Bundesaußenminister Kinkel eine Dreiviertelstunde am Kontrollpunkt warten und blockierten den Versuch des wutschnaubenden Ministers, mit dem Botschafts-Mercedes einfach weiterzufahren, mit einem blitzschnell vorgezogenen Jeep und schußbereiten Waffen. Kinkel und seine Begleitung durften »nach 48 Minuten« – gestoppt vom Minister selbst – nach Tel Aviv weiterfahren.

Warum Kinkel dies geschehen war, erwähnt die Agentur nur am Rande:

In einem Punkt blieb der Bonner Minister indes trotz aller Solidarität mit den Israelis hart. Der »Kritische Dialog« mit Iran werde erst dann in Frage gestellt, wenn Beweise für eine Verstrickung des Regimes in Teheran in die jüngsten Anschläge vorlägen.

Anmerkung: »Kritischer Dialog« ist das Codewort der deutschen Diplomatie für die Lieferung deutscher Industrieanlagen (Chemie und Maschinen) an den Iran.

Emanzipation 1

Die Zahl der obdachlosen Frauen in Deutschland hat sich seit der Wiedervereinigung mehr als verdoppelt und liegt jetzt bei 170.000.

Emanzipation 2

Die Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags, Antje Vollmer, vormals KPD, hat die Farbe ihres Autos auf die Höhe ihrer Entwicklung gebracht: Für nur 58.000 Mark tauschte sie ihren roten Dienst-BMW gegeneinen dunkelgrünen Mercedes Turbodiesel der neuen E-Klasse.

Peanut

Warum wurde der des Lesens nur notdürftig und des Schreibens vollständig unkundige Direktionsassistent Mathias Döpfner von seinem Chef, dem Gruner & Jahr-Vorstand Gerd Schulte-Hillen, zum Chefredakteur der Berliner »Wochenpost« berufen? Und warum wurde der Chefredakteur, nachdem er die »Wochenpost« journalistisch und ökonomisch erwartungsgemäß so weit heruntergebracht hatte, daß sie im Konzern nicht mehr zu halten war, zum Chefredakteur der »Hamburger Morgenpost« ernannt? Fragen über Fragen, würde Döpfner sagen. Zeit, daß sie ihre Antwort finden: Dr. Mathias Döpfner, 32, ist Schwiegersohn des Vorstandsvorsitzenden der Deutschen Bank, Hilmar (»Peanuts«) Kopper, und wird, wenn er die »Morgenpost« erst kaputt gekriegt hat, Chefredakteur des »Stern« werden.

Lernprozeß 1

Es ist doch kein Fall ganz und gar hoffnungslos: Nach einem Gespräch mit Helmut Kohl erklärte der DGB-Vorsitzende Dieter Schulte, er habe »erstmals festgestellt, daß es bis hin zum Kanzler keine Sensibilität gegenüber sozialer Ungerechtigkeit« gebe. Ein Primat auf dem Baum der Erkenntnis.

Lernprozeß 2

Früher, sagte Frau Bundestagspräsidentin, habe sie »gedacht, die Kultur der Juden ist vernichtet worden«. Später habe sie dann gelernt, »daß unsere eigene Kultur untergegangen ist« und auch der heutige Antisemitismus »ein Angriff auf uns alle« sei. Endlich ein vernünftiger Grund, Juden nicht umzubringen. Dafür bekommt Frau Präsidentin bestimmt den Friedenspreis des deutschen Buchhandels.

Menschenrechte 1

Im brasilianischen Bundesstaat Rio de Janeiro wurden zwischen 1985 und 1995 rund 6.000 Kinder und Jugendliche von Todesschwadronen ermordet. Die meisten dieser Morde wurden von Geschäftsleuten in Auftrag gegeben, um die Umgebung ihres Laden zu »säubern«. Bis heute wurden nur acht Täter vor Gericht gestellt. Der Vorgang hat in der BRD keine Beachtung gefunden. Die Kinder waren keine Muslime, ihre Mörder keine Serben.

Menschenrechte 2

Die brasilianische Regierung will gegen den wachsenden Sextourismus aus Westeuropa und den USA vorgehen. Nach Angaben der katholischen Bischofskonferenz gibt es in Brasilien rund 500.000 minderjährige und rund zehn Millionen erwachsene Prostituierte.

Hallo, Dienstmann!

Hansjörg Geiger kommt beispielhaft voran: Erst als Datenschützer, der die Geheimnisse anderer Leute wahrt, dann als Direktor bei der Gauck-Behörde, der das Sammeln der Geheimnisse anderer Leute geißelt, dann als Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz, der die Geheimnisse anderer Leute sammelt, und schließlich, wegen guter Führung, als Chef des Bundesnachrichtendienstes, der Nachfolgeorganisation des Nazi-Geheimdiensts »Fremde Heere Ost«, der die Exekutive berät, wie sie aus den gesammelten Geheimnissen anderer Leute den größten nationalen Nutzen zieht. In den vornehmen, vielleicht lobend gemeinten Worten der »Süddeutschen Zeitung«: »Er ist Datenschützer und Verfassungsschützer, er ist Spitzenbeamter und Freigeist. Er genießt einen liberalen Ruf und steht trotzdem hoch im Kurs beim Bundesinnenminister.« Er ist gerichtet.

Fortschritt 1

Die Illustrierte »Focus« meldet, daß sie jetzt mehr Abonnenten hat (277.804) als die Illustrierte »Stern« (274.398) und fast so viele wie die Illustrierte »Spiegel« (289.607). Was das bedeutet? Nichts.

Kriminelle Vereinigung

Die Rehabilitierung von Deserteuren der Hitler-Wehrmacht, als Gutmachung deutschen Militärs für künftige Kriegseinsätze von einer Mehrheit des Bundestags gewünscht, kommt nicht voran: Hans Filbinger, ehemaliger CDU-

Ministerpräsident in Stuttgart und zuvor als Nazi-Jurist an Todesurteilen gegen Deserteure beteiligt, hat seine Bonner Parteifreunde ermahnt, statt der Deserteure erst einmal einen ihrer Hin-Richter zu rehabilitieren, nämlich ihn. Der Rechtsexperte der Christenfraktion, Norbert Geis, ergriff sogleich für Filbinger Partei, und sein Kollege Karl Lamers erklärte: »Die weit überwiegende Zahl der Soldaten der Wehrmacht hat im Zweiten Weltkrieg ehrenhaft gekämpft.« Es sieht so aus, als werde es zu einer posthumen Rehabilitierung der Deserteure kommen – nach dem Tod Filbingers. Daß außer ihren Mördern dann auch fast alle Deserteure gestorben sein werden, also keine Ansprüche mehr stellen können, ist ein doppelter Segen: ideologisch und sparpolitisch. Immerhin war daran gedacht, den letzten Überlebenden eine monatliche Rente von 500 Mark zu gewähren.

Fortschritt 2

In den Siebzigern warben die Jusos mit dem Versprechen, sie seien die SPD der Achtziger. In den Neunzigern hat ihr Hamburger Landesvorstand das Ziel erreicht. Er verabschiedete ein Papier gegen die Verkehrspolitik der Partei, insbesondere gegen die städtische Verkehrsberuhigung (»als schikanös empfundener Straßen-Rückbau«, »ideologische Zwangsmaßnahme«), für den vierspurigen Ausbau diverser Hauptstraßen, für eine vierte Röhre des Elbtunnels (»dringend notwendig«), für einen achtspurigen Ausbau der A 7 und für die Magnetbahn »Transrapid« (»unverzichtbar«). Die Hamburger »Bild«-Zeitung lobte »die kleine Wochenend-Revolution« der Jungsozialisten.

Fortschritt 3

Mit Gorbatschows Perestrojka haben sich in Osteuropa auch andere Infektionskrankheiten ausgebreitet. Jo Asvall, der Direktor der Weltgesundheitsbehörde WHO, berichtet, seit dem Zusammenbruch der kommunistischen Staaten und damit dem Wegfall der staatlichen Gesundheitsvorsorge habe die schon ausgerottet geglaubte Diphterie in der ehemaligen Sowjetunion 1994 zu 45.000 und 1995 zu 60.000 Erkrankungen geführt; 1.500 Menschen seien daran gestorben. In Georgien breite sich die Tuberkulose aus, bisher gebe es 12.500 Patienten, darunter 700 Kinder. 80 Prozent der Erkrankten hätten Tuberkulose in fortgeschrittenem Stadium; viele bemühten sich erst gar nicht um ärztliche Hilfe, weil sie die doch nicht bezahlen könnten.

Propaganda

Schon 1993, als »FAZ« und »Taz«, die Kameraden Reißfelder und Rathmüller täglich von den wehrlosen, weil unbewaffneten Muslimen sangen, die das Waffenembargo der Uno ihren hochgerüsteten serbischen Feinden ausliefere, wurden Izetbegovics Truppen mit Wissen der US-Regierung nicht nur vom Iran, sondern auch von Saudi-Arabien, Malaysia, Brunei und Pakistan über die Türkei und Ungarn mit Waffen jeder Art und Menge beliefert. Das offenbar von Serben dominierte US-Repräsentantenhaus hat zur Untersuchung der Rolle, die Präsident Clinton in dieser Affäre gespielt hat, 1,5 Millionen Dollar bewilligt.

Zeugengeld

Die Revolte von 1968 wurde, berichtet die »FAZ«, von Leuten gemacht, die nicht viel zu verlieren hatten, aber:

Dieses gängige Bild gilt nicht für den schon damals arrivierten Dichter Hans Magnus Enzensberger. Er habe es neulich zum Spaß ausgerechnet: Sein Engagement habe ihn rund eine Million an Einnahmen gekostet. »Nicht, daß ich mich beklage – das war die Sache doch wert!«

Wert? Mehrwert! Hätte selbst sein Engagement die genannte Summe gekostet, er hat ein Mehrfaches davon an ihm verdient: für tausend öde Leitartikel, die unverkäuflich geblieben wären, hätte die Bürgerpresse nicht damit werben können, daß hier ein Linker, ein Kronzeuge, mit der Linken abrechne. Achtundsechzig hat ihn reich gemacht. Ohne Achtundsechzig hätte der Dichter, der schon damals seine literarische Zukunft hinter sich hatte, seine Brötchen in den Siebzigern vielleicht als Schlußredakteur bei jenem Heinrich-Bauer-Verlag verdienen müssen, der ihn, wegen Achtundsechzigerengagement, für ein paar Millionen eine Zeitgeist-Postille (»Transatlantic«) gründen und in die Pleite führen ließ.

Freie Presse

Der Verlagskonzern Holtzbrink (»Handelsblatt«, »Tagesspiegel«, »Saarbrücker Zeitung«, »Südkurier«, »Trierischer Volksfreund«, »Main-Post«, »Lausitzer Rundschau«, S. Fischer Verlag, Rowohlt und andere) hat die Hamburger Wochenzeitung »Die Zeit« (Helmut Schmidt, Gräfin Dönhoff, Theo Sommer, Robert Leicht und andere) gekauft.

Mauertote

Beim Versuch, die Grenze zwischen Mexiko und den USA zu überwinden, sterben jährlich durchschnittlich 330 illegale Einwanderer.

No name

Der Plastikgeld-Konzern American Express (»Bezahlen Sie mit Ihrem guten Namen«) hat allen 230 seiner Kunden, die bei dem maroden Werftenverbund Vulkan arbeiten, die Kreditkarten gesperrt.

Klasse

Der Redakteur Hans-Erich Bilges, vormals Springer, jetzt Bertelsmann, sagt seine Meinung:

In gut 40 Jahren ist ein gefährliches Anspruchsdenken gezüchtet worden. Daß all die Milliarden für das Paradies auf Erden erst einmal verdient sein müssen: Diese Sorge scheint die fordernden Funktionäre nicht sonderlich zu bedrücken. Es gibt eine soziale Unersättlichkeit, an deren Ende sozialer Abstieg steht. Es sei denn, wir alle schnallen den Gürtel enger. Es geht nicht immer nur aufwärts. Das Leben ist wie ein Paternoster, es geht rauf und runter.

So soll es sein. Die ersten, an die Bilges bei seinem Wort von der sozialen Unersättlichkeit gedacht hat, sind seine Chefs, die Mitglieder des Vorstands von Bertelsmann. Jeder von ihnen bezieht pro Jahr 4,63 Millionen Mark. Nun sind alle gespannt, wie sie auf ihres Redakteurs rebellische Reden reagieren: Werden sie ihr gefährliches Anspruchsdenken zügeln, den Gürtel enger schnallen und die jährlich 0,3 Millionen, die sie dem Bilges zahlen, künftig einsparen?

Spitzenklasse

Das gesamte private Geldvermögen in der BRD beträgt 4.300 Milliarden Mark. Seriöse Schätzungen gehen davon aus, daß etwa dreißig Prozent dieser Mittel im Besitz von einem Prozent der Haushalte sind.

Blähende Landschaften

Es kracht zusammen, was zusammengehört: Im Januar 1996 meldeten 560 Unternehmen jenseits des ehemaligen Todesstreifens Konkurs an. Das waren 47 Prozent mehr als im Januar 1995.

Al tedesco

In den Siebzigern hatten sich Italiens Kommunisten unterm Beifall deutscher Antikommunisten zu Eurokommunisten gewandelt. In den Achtzigern waren aus den Eurokommunisten Sozialdemokraten geworden. In den Neunzigern erklärte sich die Parteimehrheit für »linksdemokratisch«, eine Minderheit wollte diesen weiteren Schritt nach rechts nicht gehen, trennte sich ab und gründete die »Refondazione Comunista«. Wie nun heißt in Deutschlands Bürgerpresse dieser von Freunden des Eurokommunisten Berlinguer geführte Verein mittlerer Sozialdemokraten? Im Aufmacher der »Frankfurter Allgemeinen« heißt er: »die Alt-Kommunisten«. Im Leitartikel sind es »Altkommunisten« »mit paläokommunistischen Parolen aus der Zeit des Klassenkampfes« (den es also trotz der Dementis der »FAZ« doch einmal gegeben zu haben scheint – aber wann? Und wo? Wann wurde er eingestellt? 1848? 1989?). Ihr Vorsitzender ist »ein Altkommunist von vorgestern«.

Bleiben ein paar Fragen: Was unterscheidet einen Paläokommunisten von einem Kommunisten? Was einen Altkommunisten von einem Altkommunisten von vorgestern? Was einen Altkommunisten ohne Bindestrich von einem mit Bindestrich? Darf man sich unter dem mit dem Bindestrich ideologisch vielleicht so etwas vorstellen wie einen Franz-Alt-Kommunisten? Das würde manches erklären.

Triebverzicht?

Der christdemokratische Minister für Zukunft,Rüttgers, sagt, die derzeitige Generation von Studenten sei die beste, die Deutschland je gehabt habe. Neunzig Prozent aller Deutschen dieser Generation (17 bis 35 Jahre) sagen, daß sie mit ihrem Sexualleben unzufrieden seien, ein Drittel meint, problemlos auf Sex verzichten zu können.

Holocaust an Rindern

Eugen Drewermann, Mode-Theologe, in der ZDF-Sendung »Achtung! Lebende Tiere« über die Tötung von 4,5 Millionen BSE-kranken Tieren

Hypokraut

Die Londoner Boulevardzeitung »Sun« über Helmut Kohl

An den Außengrenzen der Europäischen Union sind in den letzten drei Jahren 167 Menschen getötet worden. An den Grenzen der Bundesrepublik Deutschland sind zwischen 1993 und 1995 nach Angaben der Bundesregierung mindestens 37 Menschen zu Tode gekommen. 23 Tote wurden auf dem Gebiet der BRD, 13 auf polnischem und ein Toter auf tschechischem Gebiet aufgefunden. 36 Flüchtlinge haben sich im gleichen Zeitraum umgebracht, um der Abschiebung zu entgehen, davon 23 in deutschen Abschiebehaftanstalten. Die Zahl der bisher bekannt gewordenen Ermittlungsverfahren wegen Regierungskriminalität: null.

Pink mit Grünkohl in Kiel – und alles wird anders: Die Ostsee-Autobahn, bisher allein von Ministerpräsidentin Simonis und ihren Sozis geplant, wird jetzt von Frau Fröhlich und ihren Grünen (»frech, fröhlich, feministisch«) mitgebaut. Die Atomkraftwerke in Brunsbüttel, Brokdorf und Krümmel strahlen künftig auch in grünem Regierungsglanz. Aber: Das Wakenitztal soll als Naturschutzgebiet ausgewiesen werden, es gibt eine Härtefall-Kommission in Abschiebefragen, ein paar Kilometer neue Radwege und ein neues Gutachten zu den Leukämie-Erkrankungen rund um des AKW Krümmel. Und zwei Grüne heißen jetzt Minister. Ganz umsonst war das Gedöns, mit dem die gewaltfrei basisdemokratisch-ökologische Anti-Parteien-Partei das Publikum seit zwei Jahrzehnten nervt, denn also doch nicht.

Gorleben, im deutschen Mai 96: Festnahme eines behinderten Landwirts, der den Bullen nicht die Tür seines Traktors hatte öffnen wollen. Nachdem die Ordnungshüter die Scheiben zertrümmert hatten, gelang es ihnen, den Terroristen zu fünft zusammenzuschlagen und aus seinem Gefährt zu zerren.

Ich hab mir das Leben selber schwer gemacht. Aber das war meine eigene Schuld

Boris Becker, Tennisspieler

Ein Einwanderungsgesetz muß mindestens zwei Dinge regeln: die Frage der Quoten und die Qualität der Zuwanderer

Heinrich Lummer, Bundestagsabgeordneter der CDU

Konkret 06/96, S. 14

Otto Köhler

Der gewöhnliche Deutsche

Noch bevor es in deutscher Übersetzung erschienen ist, hat ein Buch des US-amerikanischen Wissenschaftlers Daniel Jonah Goldhagen über die Beteiligung des deutschen Durchschnittsbürgers an der Vernichtung der europäischen Juden hierzulande Abwehrreaktionen ausgelöst, die – von »Taz« bis »FAZ«, von »Spiegel« bis »Welt« – bestätigen, was sie bestreiten wollen

Eine Stunde vor Mitternacht. Der Kommerzsender verkündet: »Im ›Spiegel‹ steht immer die ganze Geschichte.« Dann schiebt sich der bunte Ball wieder in die linke obere Ecke, und ein ehemaliger »Spiegel«-Chefredakteur verkündet: »Wir prüfen bei ›Talk im Turm‹, wie es kommen konnte, daß eine halbwegs zivilisierte Nation plötzlich sechs Millionen Juden umbringen kann.« Wohlgelaunt wie immer hat Erich Böhme vor der Werbepause festgestellt, daß der Antisemitismus »wohl ein Phänomen« sei, mit dem wir umgehen müssen. Und nun will er wissen: »Wo knickt das um sozusagen in eine industrialisierte Tötungsmaschine?« Ob es die Bürokratie sei? Oder der Terror? Herr Böhme fragt: »Was ist es, Herr Mommsen?«

Das hat Daniel Jonah Goldhagen geschafft. Deutschland talkt über Auschwitz, widerwillig. Wir wissen wieder, wer wir sind. Und das macht wütend und soll nicht sein. Auf ihrem neuen Gipfelsturm zur Weltmacht hat der junge jüdische Gelehrte aus den USA den Deutschen – ohne es zu wollen – ein Bein gestellt, und das ist gut so. Wer wieder so hoch hinaus will wie Wilhelm Zwo, soll kräftig aufs Maul fallen, ob er nun Kohl oder Kinkel heißt.

Nun wehren sich die guten Deutschen mit allen Kräften. Dabei ist Goldhagen reizend zu ihnen. Er sagt: Unter dem heutigen politischen System werde es mit den Deutschen nicht wieder so weit kommen, daß sie andere Völker ausrotten. Aber die Deutschen trauen sich selbst nicht. Zu Recht. Ihre Allgemeine Zeitung aus Frankfurt ängstigt sich: »Glaubt man den Thesen dieses Buches, kann der Weg der Deutschen ins einundzwanzigste Jahrhundert nur mit Skepsis und Furcht betrachtet werden.«

Zu dieser Furcht braucht man unter vernünftigen Menschen nicht erst Goldhagens Buch *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, aber es ist – andererseits – schon vor seinem Erscheinen in Deutschland ein vorzüglicher Katalysator der in diesem Land herrschenden öffentlichen Meinung. Goldhagen war so unfein, unüberhörbar an die Vergangenheit zu erinnern, die aber nun endlich vergehen soll, bevor sie in anderer Form wieder Gegenwart wird.

Erich Böhme wartet in seinem Turm noch immer auf eine Antwort, wie es kam, daß die Deutschen »plötzlich« sechs Millionen Juden umbrachten. Aber schon vor zwei Jahren schrieb der Historiker Julius H. Schoeps in der »FAZ«: »Sieht man sich die Debatten der deutschen Historiker der letzten Jahrzehnte an, so stellt man staunend fest, daß der zentralen Frage nach dem ›Wie‹ und dem ›Warum‹ ausgewichen und statt dessen lieber auf Konferenzen über Nebensächliches gestritten wird – etwa darüber, ob es einen Führerbefehl für den fabrikmäßigen Judenmord gegeben hat oder nicht.«*

Was ist es, Herr Mommsen? hatte Böhme gefragt. Hans Mommsen ist mißmutig. Goldhagen hat ihn, den renommierten deutschen Großhistoriker, in seinem Text nicht ein einziges Mal erwähnt. Das ärgert. Mommsen: »Welchen Autor hat er denn geduldet? Keinen einzigen hat er geduldet.« Der Großhistoriker weiß: »Es handelt sich erstens um ein eminent politisches Buch, zweitens handelt es sich um ein historisch gesehen schlechtes Buch.«

Er wird fortan damit leben müssen, daß ihn tags darauf der »FAZ«-Mitherausgeber Schirrmacher lobt, weil er »mit erfreulicher Klarheit den Rang von Goldhagens Werk bestimmt« habe: »wissenschaftlich unergiebig und dabei auf dem Stand der fünfziger Jahre«. Mommsens eigene langwierige Forschungen im Sold von VW werden dagegen für ein respektvolles Angedenken an den VW-Gründer und Zwangsarbeiterchef Ferdinand Porsche immer ergiebiger – und für die Weigerung, den letzten überlebenden Sklavenarbeitern endlich den ausstehenden Lohn zu zahlen.

Mit Blick auf den Turm-Talk über Goldhagen fiel Schirrmacher über eine Teilnehmerin dieser Diskussionsrunde, Monika Ziegler, die Redakteurin der jüdischen Emigrantenzeitschrift »Aufbau« (New York), in jenem Ton her, den die etwas ordinären Wirtschaftsredakteure der »FAZ« allenfalls für ungehorsame Gewerkschaftsfunktionäre bereithalten. Ziegler, so tobte Schirrmacher, »entblödete« sich nicht, »der deutschen Kritik Unkenntnis zu unterstellen«. Er aber beweist seine gute Kenntnis des Buches, indem er durchgängig den schon auf dem Umschlag gut lesbaren Namen des Autors konsequent falsch schreibt: Daniel John – statt Jonah – Goldhagen. Für Schirrmacher sind solche Details von hohem Beweiswert, denn, so tadelt er den US-Autor: »Kaum noch verwundert die Hartnäckigkeit, mit der der Name eines der bedeutendsten deutschen Historiker des SS-Staates kontinuierlich falsch geschrieben wird.« Tatsächlich: In Goldhagens Text taucht einmal ein Eugon Kogon auf – Fußnote und Register haben dieses Versehen übernommen. Da ergeben die Fehler des mutmaßlichen Cordon-Bleu-Essers Schirrmacher weit mehr Sinn. Er macht aus einem der bedeutendsten britisch-amerikanischen Historiker der Gegenwart ein Cordon Craig – nur weil ihm Gordon A. Craigs Lob für Goldhagens »wissenschaftliche Forschungsleistung« nationales Sodbrennen bereitet.

Und so echauffiert sich der »FAZ«-Kulturchef über die »Chuzpe« – zu deutsch: die jüdische Frechheit – mit der Goldhagen »einen umfangreichen Bestand geisteswissenschaftlicher Literatur allein schon methodologisch ignoriert«. Welchen, verrät Schirrmacher nicht, vielleicht flüstert es ihm Hans Mommsen.

Schirrmacher und die anderen sind emsig bemüht, um Goldhagens Buch, noch bevor es im August im Berliner Siedler Verlag erscheint, einen Cordon sanitaire zu legen, einen Schutzwall, der den deutschen Leser vor den Zumutungen der Gedanken bewahrt, die Goldhagen sich gemacht hat.

Da aber darf die kleine Schwester nicht fehlen, sie muß sich vordrängen. Die »Taz« druckt wie die »FAZ«, nein, entschieden noch engagierter, einen Artikel, der eigentlich für die »Junge Freiheit« bestimmt gewesen sein muß – die Zwischenüberschriften deuten darauf hin (»Das Fantasy-Material der 40er und 50er Jahre wird neu aufbereitet / Die These von der deutschen Kollektivschuld ist wohl nicht so taufrisch«). Die Film-Redakteurin – Kino spielt bei der Abwehr Goldhagens, wie wir noch sehen werden, eine wichtige Rolle – Mariam Niroumand wirft der »Zeit«, die Goldhagen den deutschen Lesern vorgestellt und ahnungsvoll von einem bevorstehenden neuen Historikerstreit geschrieben hatte, eine »zur Flagellanten-Geste verkommene Selbstbezichtigungsrhetorik« vor. Goldhagens Buch bestehe »im wesentlichen aus einer Aneinanderreihung von Anekdoten«. Eine hat sie zu lesen versucht – aber Englisch ist eine schwere Sprache. Ihre Lesefrucht: »So zitiert er etwa in romanesker Breite Beschwerden aus dem zeitweise in Polen stationierten Polizeibataillon 101 über die schwangere Ehefrau eines Polizisten, die sich gescheut habe, einer ganztägigen Tötungsaktion auf dem Marktplatz von Miedzyrzec beizuwohnen.«

Auf Seite 241 f. von *Hitler's Willing Executioners* steht die »Anekdote« natürlich ganz anders. Die Ehefrau Vera des deutschen Polizei-Hauptmanns Julius Wohlauf ging zusammen mit anderen Soldatenfrauen und mit einer Peitsche bewaffnet zur Exekution von Juden auf dem Marktplatz der Stadt, der schnell mit Leichen übersät war, darunter auch umgebrachte Kinder. Die deutschen Soldaten beschwerten sich, weil die Frau des Hauptmanns sich nicht gescheut hatte, als Schwangere an den Exekutionen teilzunehmen, gegen die Teilnahme der übrigen deutschen Soldatenfrauen gab es keinen Einwand. Goldhagen interpretiert diese »Anekdote«: Die Männer des Polizeibataillons hatten nichts dagegen, daß ihre Mordtätigkeit auch den Ehefrauen bekannt wurde, sie sollten wissen, daß Völkermord das »daily bread« der Familienoberhäupter war. Daß aber die Frau des Kompaniechefs ihre Leibesfrucht mit in das Mordgeschehen trug, das verstieß gegen die Ehrauffassung des deutschen Soldaten. Für die »Taz«-Rezensentin, die so liest, wie sie kann, ist das alles nur »eine Art ›Pulp Fiction‹ mit soziologischem Tarncode«.

Die »Welt«, genauer: deren »Geistige Welt«, macht es wie vor zehn Jahren der CSU-Abgeordnete und spätere DDR-Vermögensverwalter Hermann Fellner. Als 1986 beim Übergang des Flick-Konzerns an die Deutsche Bank die jüdischen Zwangsarbeiter endlich entschädigt werden wollten, verkündete der deutsche Christ, er sehe »für einen Anspruch der Juden bisher weder eine rechtliche noch eine moralische Grundlage«. Er sah nur das eine: »daß die Juden sich schnell zu Wort melden, wenn irgendwo in deutschen Kassen Geld klimpert«. Heute erklärt die »Welt«: Fast alle seien sich einig, »das Buch ist schlecht, vor allem aber kalkuliert skandalös«. Doch aber und dennoch: »Wenn wie geplant, im August die deutsche Ausgabe ... erscheint, werden die Kassen vermutlich kräftig klingeln.« Die Kassen des Siedler-Verlages, aus denen sich der Jude dann seinen Zehnten nimmt. Das ist unsere »Geistige Welt«.

Im Spiegel steht immer die ganze Geschichte«, ja, da steht sie nun, die ehrliche Empörung über den »Scharfrichter« aus den USA, mühsam artikuliert von Rudolf Augstein. Der Herausgeber, dem immer häufiger allerlei Unzugehöriges in seine Artikel fließt, spricht von den Tätern als »braven, ideologisch uninteressierte(n) Biertrinker(n)«, von »niederen Polizeibataillonen«, die »nicht die Elite von Partei, Staat und Wehrmacht verkörperten«. Nicht »die Tapfersten und Klügsten«, sondern dieser »Bodensatz von Leuten mit Familie« habe das Mordgeschäft verrichtet, weil, so der vielfache Familienvater: »Wenn sie ›freiwillig‹ mordeten, so hatten sie doch im Kopf: Was soll ich tun, wenn ich das hier nicht tue.«

Daß sich die braven Familienväter und Biertrinker zum Mord drängten, daß keinem, der sich dem verweigerte, je etwas geschah – Augstein könnte es anhand vieler bisher unveröffentlichter Dokumente bei Goldhagen nachlesen. Ein halbes Jahrhundert lang hat man uns erzählt, daß die Nazis die Mörder waren und nicht die ganz normalen ehrbaren Deutschen. Doch jetzt tut Augstein so, als habe man das immer schon gewußt und nimmt zugleich doch »die Deutschen« in seinen Schutz.

Goldhagen eröffnet sein Buch mit dem Beispiel des Hauptmanns Wolfgang Hoffmann vom Hamburger Polizeibataillon 101. Der Massenmörder, der gern auch Frauen und Kinder umbrachte, verweigerte für seine Truppe strikt einem dienstlichen Befehl, der gegen die Ehre ging, den Gehorsam. Es sei eine Unverschämtheit, so schrieb er seinen Vorgesetzten, von anständigen deutschen Soldaten die Unterschrift unter eine Erklärung zu verlangen, die sie verpflichte, nicht zu stehlen, nicht zu plündern und nicht ohne Bezahlung einzukaufen. Das gehe gegen die moralischen Grundsätze des deutschen Soldaten. Goldhagen zeigt uns damit die »moralische Autonomie« der Judenmörder. Sie waren jederzeit bereit,

Befehle, die gegen ihre vermeintliche Ehre gingen, zu verweigern, und taten das auch völlig ungestraft. Zugleich waren sie Massenmörder, nicht weil es ihnen befohlen wurde, sondern weil es ihrer inneren Überzeugung entsprach.

Augstein empört sich, »jüdische Kolumnisten, Nichthistoriker also«, hätten Goldhagen im Verein mit Gordon A. Craig hochgejubelt, und letzteren könne man ja schließlich auch nicht einen »Fachmann für den Holocaust« nennen. Einige Absätze weiter darf der jüdische Nobelpreisträger Elie Wiesel Goldhagens Buch nicht »einen riesigen« – Wiesel schreibt »tremendous« – »Beitrag zum Verständnis des Holocaust« nennen. Warum darf er das nicht? Augstein: »Wiesel erforscht nichts anderes.«

Mit einem kollektiven, sechsfachen »Wir« erhebt Augstein sein Glas zu einem Ex auf den Holocaust und verkündet in deutschem Namen urbi et orbi: »Wir bestreiten die Grausamkeiten nicht, wir haben sie nie bestritten, seit wir davon wußten. Wir bestreiten aber, daß in Deutschland vor Hitler (›pre-Hitler Germany‹) der ohne Zweifel vorhandene Antisemitismus so ›bösartig auf Ausrottung bedacht‹ war; wir bestreiten das nicht nur, wir finden die Behauptung allenfalls ignorant, wenn nicht gar bösartig.«

Hitler war es – nicht die Deutschen. Wenn Augstein Goldhagens Buch gelesen hätte, wären ihm die Dokumente deutscher Judenvernichtungsphantasien und -pläne seit Luther und insbesondere seit der letzten Jahrhundertwende nicht unbekannt geblieben. Aber der »Spiegel«-Herausgeber trotzt, schließlich wisse er, »was es gekostet hat, die Wehrmacht rückblickend in die Verantwortung für die Verbrechen des Nazi-Diktators einzubeziehen«. Er hat immer noch nicht verstanden, was Goldhagen auch ihm endlich begreiflich machen will. Es geht nicht um die »Verbrechen des Nazi-Dikators« – wie schnell Augstein wieder auf diesen Einzeltäter verfällt – , es geht um die Verbrechen der Deutschen, der deutschen Wehrmacht, der deutschen Polizei, natürlich auch der von ihm erwähnten deutschen Biertrinker.

Goldhagen ist, wie Augstein aus dem Schutzumschlag ermittelte, Soziologe (wie übrigens auch Jürgen Habermas, der durch seinen Widerspruch gegen Ernst Nolte vor zehn Jahren den Historikerstreit provozierte). Augstein stellt fest: »Der Nicht-Historiker Goldhagen blendet aus, was ihm an bisheriger Forschung nicht paßt« – ja was? Augstein im nächsten Satz: »Er will die Holocaust-Deutschen insgesamt als schlimmste und einmalige Antisemiten denunzieren.«

Kennt der »Spiegel«-Chef aus seinen »Forschungen« noch schlimmere Antisemiten als die Deutschen, die den Holocaust veranstalteten? Zuzutrauen wär's ihm. Schließlich hat er nicht nur geforscht, sondern auch eingestellt: in den fünfziger Jahren etwa den SS-Hauptsturmführer Horst Mahnke, der sich – wie »Der Spiegel« sehr wohl wußte – als Adjutant des Vorauskommandos Moskau der Einsatzgruppe B beim Massenmord an Zehntausenden von jüdischen Männern, Frauen und Kindern bewährt hatte. Beim »Spiegel« machte er mit einer antisemitischen Serie über jüdische Kaffeeschmuggler seine journalistische Gesellenprüfung und wurde von Augstein alsogleich als Ressortleiter »Internationales« bestellt.

Zu diesen Anfängen seines Blattes ist Augstein an seinem Lebensabend zurückgekehrt. Goldhagens Buch kann ihm darum nichts Neues bieten, er weiß doch längst: »Berichte über die Mord- und Unrechtstaten der Nazis lesen sich immer wieder gräßlich.« Damit darf Goldhagen den »Spiegel«-Herausgeber nicht schon wieder anöden. Der stöhnt auf: »Tant de bruit pour une omlette.« – Auschwitz, ein Eierpfannkuchen.

Immerhin hält Augstein für den »charmanten Überzeugungstäter« – so nennt er den Holocaustforscher – fachmännische Hilfe zum besseren Verständnis der deutschen Geschichte bereit: »Der verhinderte Historiker hätte 1572 bei der Bartholomäus-Nacht in Paris Mäuschen spielen sollen.« Augstein dagegen war mutmaßlich nicht verhindert, als aufmerksames Mäuschen zum Historiker aufzusteigen: Eine Woche vor der Niederschrift seines Beitrags konnte er innerhalb von 135 ARD-Minuten das Historiendrama »Die Bartholomäus-Nacht« inhalieren, das mit seiner opulenten Bildsprache die Zumutung unternahm, Auschwitz ins Frankreich des Jahres 1572 zu verlegen. So, mutmaßlich, avancierte der »Spiegel«-Herausgeber zum Historiker mit Weitblick – Goldhagen aber war da, wie Augstein korrekt feststellt, in der Tat verhindert.

Immerhin, heute gibt es den Antisemitismus mit menschlichem Antlitz. Er kommt so freundlich daher wie Günter Reichert, der Chef der immer häufiger scharf rechts agitierenden Bundeszentrale für politische Bildung (s. KONKRET 1/95). Dieser ehemalige Bürochef Alfred Dreggers entfernte kürzlich Ignatz Bubis, den Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, aus ebendemselben. Er fragte ihn nämlich, wie ihm die Rede seines Präsidenten gefallen habe. Bubis wunderte sich, er hatte gerade die Rede des israelischen Staatspräsidenten Chaim Weizmann gehört. Reichert muß sehr betroffen gewesen sein, daß der Jud Bubis jetzt auch noch als Deutscher daherkommen will.

Genauso verheddert sich auch Rudolf Augstein im Antisemitismus seiner frühen »Spiegel«-Jahre. In der Debatte um Goldhagens Buch bestätigt er ungewollt dessen Grundthese, indem er Raul Hilberg einen »einschlägigen« – was immer das sei – »israelischen Fachhistoriker« nennt, obwohl der doch US-Staatsbürger ist, seit er mit seiner Familie aus Österreich vor den Nazis hatte fliehen müssen.

Wer war Hilberg für den »Spiegel«? Wer war Hilberg für die Deutschen? In den USA hatte er 1961 sein berühmtes Standardwerk *Die Vernichtung der europäischen Juden* geschrieben. Nach einer von der Öffentlichkeit nicht beachteten deutschen Übersetzung 1982, die ein kleiner linker Verlag herausbrachte, wurde Hilbergs Werk erst 1991 – nach dreißig

Jahren – durch eine Fischer-Taschenbuch-Ausgabe bekannt und vom »Spiegel« gleichwohl ignoriert. Erst als das Hamburger Magazin das »Standardwerk« für seine besonderen Zwecke nutzen konnte, wurde es genutzt: in einem Artikel über »Jüdische Nazi-Opfer, die zu Mittätern wurden«, der eine umfangreiche »Spiegel«-Serie nach Peter Wydens Buch über jüdische Gestapoagenten (*Stella*) einleitete. Hilberg mußte damals ungewollt als Kronzeuge auftreten. Der »Spiegel«: »Wydens *Stella* bricht mit einem Tabu der Holocaust-Forschung. Raul Hilberg, Autor des Standardwerks über *Die Vernichtung der europäischen Juden* bestätigt ihm: ›Es ist das erste Buch über dieses dunkle Kapitel in der jüdischen Geschichte.‹«

Ja, im »Spiegel« stand die ganze Geschichte.

* Schoeps schrieb dies anläßlich eines Buches, das in der öffentlichen Diskussion untergegangen ist. Es verrät sehr viel über den christlichen Hintergrund des Judenmordes, der auch bei Goldhagen eine wichtige Rolle spielt: Michael Ley: *Genozid und Heilserwartung – Zum nationalsozialistischen Mord am europäischen Judentum*. Picus Verlag, Wien 1993

Otto Köhler schrieb in KONKRET 5/96 über die Ermittlungen zum Lübecker Brandanschlag

Konkret 06/96, S. 17

Zu Protokoll

»Die Deutschen und der Judenhaß – Waren wir Hitlers willige Henker?« hieß die Talk-im-Turm-Sendung, die Sat.1 am 28. April 96 ausstrahlte. Über die Thesen des US-amerikanischen Wissenschaftlers Daniel Goldhagen diskutierten unter der Leitung Erich Böhmes: Monika Ziegler, Mitarbeiterin der jüdischen Emigrantenzeitung »Aufbau« (New York), der deutsche Historiker Hans Mommsen, Michel Friedmann, Mitglied des Zentralrats der Juden in Deutschland, der grüne Realo Daniel Cohn-Bendit und der österreichische Historiker Gerhard Jagschitz. KONKRET dokumentiert Auszüge aus der Debatte

Böhme: Die Täter waren nicht nur die SS-Horden, die überzeugten Nazis und Helfershelfer, sondern auch einfache Soldaten und Polizisten haben bereitwillig, ja zum Teil mit Hingabe gemordet. Das behauptet der amerikanische Soziologe Daniel Jonah Goldhagen in einem soeben in Amerika erschienenen Buch, das demnächst auf dem deutschen Markt ist, über den Holocaust. Eine heftige Auseinandersetzung ist entbrannt. Wir müssen prüfen, ob es stimmt, was eine angesehene US-Zeitschrift getitelt hat: »Deutschland, eine Nation von Killern«. In Deutschland ist Goldhagens These bisher nur auf Ablehnung gestoßen. Können Sie sich das erklären? Teilen Sie denn die These, daß es eine Sonderform des Antisemitismus, einen mörderischen Antisemitismus in Deutschland gegeben hat, der von allen oder beinahe von allen geteilt worden ist?

Ziegler: Leider hat das Buch mich weitgehend davon überzeugt. Ich halte es für ein mutiges, engagiertes, ja notwendiges Buch in der Holocaust-Forschung. In Amerika hat das Buch aufgerüttelt, ja schockiert, wogegen die ersten Rezensionen in der »New York Times« usw. sehr positiv waren. Dann traten allmäh-lich die Historiker auf den Plan, und die versuchten nun, Goldhagen anzugreifen.

Böhme: Goldhagen zitiert Soldatenbriefe, er schildert perverse Erinnerungsfotos von Erschießungen und Greueltaten, die auch von Soldaten, Polizisten und anderen Hilfskräften begangen worden sind, denen das Quälen der Juden und ihre Ermordung Freude gemacht hat, und daß es viel mehr waren, als wir bisher zugegeben haben. Was ist da dran?

Mommsen: Das Buch enthält keinerlei neue Ergebnisse, keinerlei neues Material mit Ausnahme der Zusammenstellung der Todesmärsche. Das ist sehr verdienstvoll. Das Buch ist sicher eine moralische Herausforderung an die Deutschen. Als Wissenschaftler muß ich es jedoch bedauern, weil es zunächst mal über die Genesis des deutschen Antisemitismus aus dem Mittelalter heraus einfach falsche Tatsachen enthält, keine anständige Analyse. Auch die Geschichte der Judenverfolgung im Dritten Reich selbst ist nicht im Lichte der neuesten Literatur verfaßt. Es ist charakteristisch, daß der Harvard-Historiker nur Bücher und keine Aufsätze verwertet. Insofern ist das Buch von Daniel Goldhagen als Anklage gegen die Deutschen, aber nicht als wirkliche wissenschaftliche Arbeit zu betrachten.

Ich habe immerhin mal gesagt, daß die Zahl der Vollstrecker, derjenigen, die unmittelbar beteiligt waren, auf die Größenordnung von 40.000 ging. Damit stand ich allein und einsam im Blätterwald. Aber was Goldhagen behauptet, daß die Deutschen das unisono voll vertreten und gewollt haben und daß sie schon seit dem späteren 19. Jahrhundert durchweg Antisemiten gewesen sind und selbst die Freunde der Juden im Grunde im antisemitischen Spektrum argumentierten, das ist in dieser Form nicht aufrechtzuerhalten.

Böhme: Es mag sein, daß Goldhagen nichts Neues bringt, aber er wertet es ja wohl neu. Er sagt, es seien sehr viel mehr Täter gewe-sen, 100.000, ja daß es möglicherweise in die Millionen geht.

Mommsen: Das ist alles nicht nachgewiesen. Diese Größenordnung, die Behauptung, daß es überhaupt keine Gegner oder Distanzierte in dieser Frage gegeben habe, die ist empirisch in gar keiner Weise abgestützt, sondern das ist eine rein deduktive Behauptung aus der Annahme des schon vor 1933 festliegenden deutschen rassischen, auf die Beseitigung der Juden hinauslaufenden Antisemitismus. Das versucht, die gesamte Forschung zu widerlegen, die ein multikausales Erklärungsmuster für die Implementierung des Holocaust gibt, während Goldhagen in die frühen 50er Jahre zurückfällt und den Antisemitismus als alleinige Ursache für das Geschehen hinstellt. Das ist nicht plausibel.

Böhme: Sind oder waren die Deutschen besonders starke Judenhasser, mehr als andere?

Friedmann: Der Antisemitismus ist keine deutsche Erfindung. Er ist eine europäisch-christliche Tradition. Aber der Antisemitismus mit der Lösung Auschwitz ist eine deutsche Erfindung, und zwar eine einmalige. Andere europäische Länder, in denen es auch einen aggressiven, gewalttätigen Antisemitismus gegeben hat – in Osteuropa gab es eine Pogromtradition wie kaum anderswo – , haben trotzdem nie, ob politisch, ob ideologisch, ob religiös, beschlossen, die Juden alle miteinander umzubringen. Und das ist letztendlich das Problem, über das wir nachdenken. Bei aller Wissenschaftlichkeit und bei allen Versuchen, Kausalketten zu schaffen, ist es bis heute nicht gelungen, die Gründe herauszufinden. Deswegen ist für mich dieses Buch ein Anlaß, ein Anreiz, noch mal viele Fragen zu stellen.

Eines scheint mir klar zu sein: Es ist eine ganz wichtige Frage, wann man den Begriff der Tat ansetzt. Ist die Tat in Auschwitz, in den anderen KZs anzusetzen, bei denen, die gemordet haben, oder begann eine Tat bereits dort, wo beispielsweise Standesbeamte, Juristen, Polizisten, Nachbarn – sehend, daß man Juden Gewalt antut – , weggesehen haben.

Auf der Ebene der Gewalt ist Deutschland so wie alle anderen europäischen antisemitischen Länder gewesen. Auch dort hat man Menschen geschlagen und diskreditiert. Aber auf der Ebene Auschwitz ist Deutschland in der Tat einmalig.

Böhme: Die Ausrottung ist die deutsche Spezialität.

Friedmann: Ich würde das so nicht pointieren, weil diese Pointierung die Diskussion wieder so emotionalisiert, daß viele nicht mehr bereit sind, offen zu sein. Es ist nicht eine Frage der deutschen Spezialität oder nicht – Auschwitz ist eine deutsche Realität. Und mit der muß man sich auseinandersetzen wollen. Übrigens nicht im Interesse der Vergangenheit. Auch nicht im Interesse derjenigen, die heute noch leben, sondern im Interesse derjenigen, die in der Zukunft leben wollen. Damit man erkennt, wie kommt es zu dieser Entwicklung von ungeheurer Gewalt in einer Gesellschaft.

Cohn-Bendit: Was Michel Friedmann sagt, ist interessant. Warum hat das deutsche System der Politik zu dieser Auschwitz-Tötung geführt? Das hat mit der Intensität des deutschen Antisemitismus nichts zu tun. Sondern das Interessante oder das Schreckliche ist gerade, wie ein normaler europäischer Antisemitismus politisch so funktionalisiert werden konnte. Und jetzt zu diesen Zahlen. 40.000, sagt Herr Mommsen. Ich gebe Ihnen 100.000, ich gebe Ihnen 200.000, ich gebe Ihnen 300.000. Das ist nicht mein Problem. 300.000, die aktiv gemordet haben, Barbaren, Sadisten waren. Nebbich! Das ist nicht die Frage. Die politische Frage ist, warum Millionen den 300.000 das überlassen haben. Wie ist ein totalitäres System strukturiert?

Böhme: Der Antisemitismus war, sagen Sie, in Deutschland nicht anders als in Frankreich und sonstwo auch. Nur das politische System hat dazu geführt, daß diese allgemeine Form des Antisemitismus in die Brutalität ausgeartet ist. Diese Argumente hat Goldhagen ja Ihnen vorweg abzuräumen versucht, indem er sagt, das sind Fehleinschätzungen, wenn man sagt, politischer Zwang habe die Leute dazu gebracht zu schweigen. Blinder Befehlsempfängergehorsam sei es gewesen, Gruppendruck, die simple Bürokratie habe sozusagen von den Deutschen Besitz ergriffen.

Cohn-Bendit: Nein, das meine ich nicht. Der Mann versteht nichts von Politik, und deswegen kann er das Problem des politischen Systems nicht erklären.

Ziegler: Goldhagen will zeigen, daß dieses System so nicht hätte passieren und funktionieren können, hätte es nicht den a priori willigen Deutschen gegeben, der einen so tiefsitzenden Antisemitismus hatte, daß die Nazis nur kommen und sagen mußten, ihr macht es, und sie waren willige Vollstrecker.

Mommsen: Antisemitische Einstellungen sind keineswegs geeignet, gleich einen Genozid herbeizubringen. Die Frage ist, wie kommt die Verwandlung von Antisemitismus, von antisemitischer Agitation zu Auschwitz. Dazwischen liegt ein Problem, und das ist das, was Sie politisches System nennen und was die Historiker in der Tat sehr sorgfältig bearbeitet haben. Unter welchen spezifischen Bedingungen setzt sich dieser Antisemitismus in die Tötungspolitik um? Ich sage Ihnen, aktive Antisemiten im Sinne der Unterstellung von Goldha-gen gab es in Deutschland auch nach 1933 nur 10Prozent. Die Frage ist, wie können 10 Prozent das gesamte System bewegen. Dadurch, daß Goldhagen einfach sagt, es sind alle gewesen, alle wollten von vornherein einen Holocaust herbeiführen, alle wollten die Juden beseitigen, kann er das politische Problem der Implementierung des Holocaust gar nicht mehr stellen.

Böhme: Er sagt eben nicht, es ist das politische System gewesen, das die Übersetzung gemacht hat aus dem sogenannten ordinären Antisemitismus in den brutalen tötenden Antisemitismus. Er sagt, nicht das System war es, sondern die Deutschen sind so gewesen.

Friedmann: Wann beginnt eigentlich das Töten von Menschen? Wann beginnt die Ermordung von Menschen – politisch, individuell, kollektiv? Die Ermordung von Menschen begann doch nicht in Auschwitz. Die Ermordung von Menschen begann schon, als Beamte, Lokomotivführer Menschen nach Auschwitz brachten. Die Ermordung von Menschen begann doch schon 1939, wo alle gesehen haben, daß man einer Gruppe Gewalt antut. Und die Frage ist, wann ist der Moment, wo eine Gesellschaft sich so wandelt, daß durch das Mitanschauen von Gewaltenthemmungen das Gefühl von Mittäterschaft so weit gediehen ist, daß moralische Hemmungen mittels politischer Strukturen und Autoritätsdenken so umkippen, daß daraus eine Gefahr für Minderheiten wird.

Böhme: Ist das nicht sehr leichtfertig, wenn wir sagen, jaja, ordinärer Antisemitismus, laß ihn ruhig mal ...

Mommsen: Das habe ich nicht gesagt. Ich habe gesagt, unabhängig von der Frage der Mitschuld der vielen, das geduldet zu haben, entsteht das Problem, wie sich eine antisemitische Agitation in die Tötung umsetzt.

Jagschitz: Hier wird über sehr viele Dinge gesprochen, die gar nicht das Problem sind. Wir schaffen so etwas wie eine Kunstwelt, über die wir uns jetzt aufregen: *der* Deutsche, *die* Deutschen. Ich glaube, wir müssen uns vielmehr in die Detailstrukturen jener Zeit hineinversenken. Töten, in Massen töten, das gibt es seit 10.000 Jahren in der Menschheitsgeschichte. Wenn ich mir so Mesopotamien anschaue, da sind Zehntausende, Hunderttausende getötet worden. Der Holocaust zieht sich also durch die Geschichte durch. Unsere Frage ist, warum gerade jetzt. Und je tiefer ich da hineingekommen bin, umso selbstverständlicher, wenn ich das jetzt so zynisch sagen darf, ist das Töten in einer langen Kette einer persönlichen und strukturellen Entwicklung. Wenn man sich diesen Holocaust anschaut, dann glaube ich – auch

das klingt jetzt zynisch – , er hat im Dritten Reich keine so große Rolle gespielt, wie wir es im Nachhinein sehen. Er ist das Herausragendste, er ist das Grausamste im Dritten Reich. Aber er hat im System des Dritten Reiches keine so große Rolle gespielt. Die Gewöhnlichkeit des Zugs nach Auschwitz, die Gewöhnlichkeit des Erschlagens in Auschwitz ist für mich das eigentliche Phänomen.

Böhme: Wenn wir uns fragen, wo schlägt der gemeine Antisemitismus ins Morden um ...

Jagschitz: Er schlägt nicht um. Er schlägt nur bei einigen wenigen Leuten um. Ich habe das ganz genau untersucht.

Mommsen: Die langfristige Wirkungsgeschichte des Antisemitismus ist hier nicht strittig. Die Frage ist, warum unter spezifisch deutschen Bedingungen 6 Millionen Tote dabei herauskommen. Und daß hier eine Art Mobilisierung des Antisemitismus erfolgt ist, die sich grundsätzlich unterscheidet von dem Pogrom-Antisemitismus vorheriger Perioden. Das ist nicht nur eine moralische Frage, sondern das ist zu erklären. Und da Goldhagen diese Frage gar nicht erst stellt, kann er sie nicht beantworten. Für ihn ist nur dieses Kontinuum des mörderischen Antisemitismus' die Ursache für das, was wir Auschwitz nennen. Das Problem ist, daß das einfach nicht stimmt, weil der extreme Antisemitismus der Deutschen – eben auch im Vergleich mit anderen Staaten – al-lein diesen Prozeß nicht erklären kann.

Cohn-Bendit: Ich will nicht diskutieren, ob es in Frankreich möglich gewesen wäre. Es ist zu erklären, wieso es in Deutschland möglich war. Der Punkt ist die Verbindung eines zur Staatsideologie erhobenen Antisemitismus mit repressiven Machtstrukturen. Wie kommt man zum Wegschauen in einem Europa, das dieses Appeasement, dieses Wegschauen zum System erhoben hat? 1938, München, hat ganz Europa weggeschaut. Das heißt, die Deutschen waren in Übereinstimmung mit einer europäischen Stimmung: Mich interessiert mich, sonst nichts. Und das ist das politische System, die Entwicklung Deutschlands, die Zerschlagung der Demokratie, die Schwäche der Demokratie, Hitler, durch einen Teil der Deutschen gewählt, die Zerschlagung der Sozialdemokraten und Kommunisten, das hat das Machtvakuum ermöglicht, in dem dann der staatliche Antisemitismus das vollzog.

Böhme: Also Ihre Formel heißt: Antisemitismus plus Diktatur plus Hegemonie in Europa macht 6 Millionen Tote.

Cohn-Bendit: Ja, das war's.

Konkret 06/96, S. 20

Robert Kurz

Standort-Gespenster

Der Streit um Abriß oder Rettung des Sozialstaats hat längst groteske Züge angenommen

»Geld ist genug da«, diese Formel des bürgerlichen sozialen Wohlwollens meint von der Caritas bis zu den Gewerkschaften: Der Kapitalismus ist immer noch reformierbar, die Grenzen von totaler Geldwirtschaft und abstrakter Arbeit sind noch lange nicht erreicht, die Gesellschaft von lauter Käufern und Verkäufern hat noch eine große Zukunft vor sich. Und gleichzeitig mehren sich die Anzeichen, daß diese Zukunft die Vergangenheit ist: Das Weltsystem des Marktes scheint in den Frühkapitalismus zurückzukehren. Die marktwirtschaftlich und staatsökonomisch erzeugte frühmoderne Massenarmut erscheint ebenso wieder wie die anomischen Zustände des Dreißigjährigen Krieges und die großen Seuchen.

Aber auch die Vergangenheit ist nicht mehr das, was sie einmal war. Was da zurückkehrt, ist ein Frühkapitalismus auf dem Entwicklungsniveau des Spätkapitalismus. Die Produzenten werden nicht mehr von ihren Produktionsmitteln enteignet, weil sie es seit mehr als hundertfünfzig Jahren schon sind. Und es ist nicht mehr die extensive Auspressung des absoluten Mehrwerts, die das neue Massenelend erzeugt, sondern auf dem Weltniveau des relativen Mehrwerts speit das Kapital eine wachsende Masse unverwertbarer Arbeitskraft als sozialen Abfall aus, die nicht wieder produktiv reintegriert werden kann.

Allerdings sind die Lohnarbeiter und ihre Organisationen erst recht nicht mehr das, was sie im 19. Jahrhundert waren. Zwar hatte schon die alte Sozialdemokratie Marx zu Moritz gemacht und die Kritik der Kapitalverwertung zur seichten Parole der »sozialen Gerechtigkeit« heruntertransformiert. Das affirmative Selbstverständnis als »Armeen der Arbeit« zeigte an, daß der jahrhundertelange Kampf der Produzenten gegen ihre Degradation und Entmündigung durch Markt und Staat bereits zerschlagen war und die soziale Emanzipation nur noch innerhalb des Systems der abstrakten Wertökonomie gedacht werden konnte. Spätestens der Erste Weltkrieg hat diesen geheimen »Sinn« der alten Arbeiterbewegung offenbart. Trotzdem mußten die Gewerkschaften und Arbeiterparteien wenigstens einen naiven Antikapitalismus pflegen, um sich als gesellschaftlich anerkanntes Subjekt des variablen Kapitals in einer kapitalistisch noch unvollendeten Umwelt zu behaupten und das System des totalen Kaufens und Verkaufens gerade dadurch zur Reife zu bringen.

In demselben Maße, wie er systemimmanent erfolgreich war, konnte dieser naive Antikapitalismus nach dem Zweiten Weltkrieg über Bord geworfen werden. Die Charaktermasken des variablen Kapitals wandelten sich in den alten industriellen Kernländern zu Wunderkindern des fordistischen Booms, ihre Institutionen zu Tarif- und Rechtsmaschinen des bürgerlichen Sozialstaats. Selbst als der Boom längst vorbei war, die neue strukturelle Massenarbeitslosigkeit anstieg und die Reallöhne sanken, hielten sich insbesondere die deutschen Lohnarbeiter in ihrer Mehrheit immer noch für besserverdienende historische Cleverles. Während die Voodoo-Ökonomie der Reaganomics bei einem Dollarkurs von 3,40 DM der BRD-Industrie in den 80er Jahren einen letzten großen, wie von Hollywood verfilmten Exportfrühling bescherte, feierten phänomenologisch flache Soziologisten wie Ulrich Beck die »Individualisierung« der durchkapitalisierten Massensubjekte in der feuchtfröhlichen »Risikogesellschaft«. Den Gewerkschaften liefen schon damals die Mitglieder davon.

Die 90er Jahre wurden keine »goldenen«, wie die Lange-Wellen-Euphoriker es verbissen phantasiert hatten. Statt dessen wird jetzt dem ideologischen Luftballon der »sozialen Marktwirtschaft« die Luft abgelassen. Es war eben bloß ein dünnhäutiges Schönwettermodell; wie übrigens die grüne Seifenblase auch. Das breitmäulige Gequatsche von der »öko-sozialen (oder gar sozialistischen) Marktwirtschaft« wirkt plötzlich genau so einfältig, wie es immer schon war. Die Gewerkschaften können es kaum fassen, daß der Kapitalismus tatsächlich seinem Wesen nach mindestens so asozial ist, wie sie es jahrzehntelang ihren Mitgliedern in Schulungskursen beigebracht hatten. Und die Jünger von Habermas, die in ihrer gutbürgerlichen Sonntagsspaziergangs-Laune denselben Kapitalismus fast schon »bis zur Unkenntlichkeit zivilisiert« wähnten, nehmen lieber gleich gar nicht zur Kenntnis, daß die Käfigtür längst wieder geöffnet und das Vieh von der Kette ist.

Jetzt könnte nur noch die Notwehr mit großkalibrigen sozialen Waffen helfen, aber die Lohnarbeiter und die ehemaligen Gesellschaftskritiker sind nicht einmal mehr mit täuschenden Attrappen ausgerüstet. Und wen oder was sollten sie auch angreifen? Denn die Kapitalisten und die Politiker sind erst recht nicht mehr das, was sie einmal zu sein schienen: nämlich die selbstherrlichen Subjekte der ganzen Veranstaltung, deren »Willkür« qua »Verfügungsgewalt« (so die alte Agitationsphrase) erneut die moderne Büchse der Pandora geöffnet und die kapitalistischen Übel losgelassen hätte. Die ehemals von fiesem Selbstbewußtsein erfüllten Zylinderherren und Schlotbarone haben sich als »Unteroffiziere« des Kapitals entpuppt, die dem Zwangsgesetz der globalisierten Konkurrenz hinterherhecheln. Und das Kapital ist ein Gespenst. Freilich kann das keine wohlmeinende Entschuldigung für die Macher sein. Denn sie sind es ja, die als Exekutoren dem transzendentalen Vieh der betriebswirtschaftlichen Rationalität Zähne und Klauen leihen müssen.

Die »gespenstische Gegenständlichkeit«, das »automatische Subjekt« (Marx) der Verwertung des Werts macht die Menschen zu gleichsam gespenstischen Persönlichkeiten: unter den Bedingungen des globalisierten Kapitals zu Standort-Gespenstern. Wie aber erlegt man ein gesellschaftliches Gespenstervieh? Der naive Antikapitalismus der alten Arbeiterbewegung, dessen Vorstellung von sozialer Emanzipation bei der Auswechslung der Personage und der sozialistischen Umbenennung bzw. staatlichen Moderation von abstrakter Arbeit und Wertökonomie stehen geblieben war, kann nicht einmal mehr als Farce wiederbelebt werden. Jetzt wäre eine viel radikalere Kritik des Kapitals gefragt, die sich ernsthaft an die »gespenstische Gegenständlichkeit« des Werts heranwagt, d.h. die auf ihrem eigenen Boden nicht mehr zu bändigende, gesellschaftlich totalisierte Ware-Geld-Beziehung überwindet.

Eine solche »undenkbare« Perspektive zu konkretisieren, hieße keineswegs, auf den systemimmanenten Kampf um Geld in einer Übergangsperiode zu verzichten. Im Gegenteil. Menschen, die jenseits des Gespensterreichs von Geld, Markt und Staat über (konkretistisch gesprochen) Grund und Boden, Häuser und Wohnungen, Werkstätten, Gärten, genossenschaftliche (nicht-warenförmige) soziale und kulturelle Zusammenhänge verfügen oder dies wenigstens bewußt anstreben würden, könnten sich wohl nicht nur vorstellen, letzten Endes auch die tiefgestaffelte industrielle Reproduktion bis hin zu den Chips in ihre Regie zu übernehmen; sie wären auch in der Lage, in der auf absehbare Zeit noch weiterlaufenden Auseinandersetzung um Lohn und Sozialstaat mit viel härteren Bandagen zu kämpfen. Denn wenn man weiß, daß man sowieso auf eine ganz andere Produktions- und Lebensweise hinauswill und einen Begriff von dieser hat, dann muß man gar keine Rücksicht mehr auf die angeblich ehernen »ökonomischen Gesetze« der kapitalistischen Gespensterwirtschaft nehmen.

Aber als kapitalisierte Subjekte hängen die Lohnarbeiter und ihre Organisationen an der Gesetzmäßigkeit des Kapitals wie die Gehängten am Strick. Sie sind selber zu Standort-Gespenstern geworden. So gelangen sie nicht vom naiven zu einem reflektierten Antikapitalismus, sondern bloß zur sekundären Naivität. Die vor kurzem noch zynisch grinsenden sozialen Masken des variablen Kapitals stellen sich dumm und tun ängstlich so, »als ob« die um den Globus zirkulierenden Massen des Geldkapitals noch dasselbe wären wie das gute alte Ausbeuter-Gold des Frühkapitalismus, dessen Akkumulation den positiven systemimmanenten Verteilungskampf und die Ausformung des bürgerlichen Sozialstaats ermöglicht hatte.

Aber das Geld des Kapitals ist auch nicht mehr das, was es einmal war. Alle warten aufs neue Akkumulationsmodell, aber es kommt nicht. Die heutige harte Restriktion von Löhnen und Arbeitsbedingungen steigert weder den absoluten noch den relativen Mehrwert in ausreichendem Maße, sondern sie dient im wesentlichen nur dazu, die exorbitanten Kosten der unproduktiven inneren und äußeren Kreditaufnahme zu senken bzw. (in Fällen wie China) trotz relativ niedriger Kapitalausstattung gegen die High-Tech-Standards des Weltmarkts mit Niedrigpreisen zu konkurrieren. Die Wiederkehr der frühkapitalistischen Massenarmut kreiert also keinen neuen Akkumulationsschub, der dann vielleicht später abermals wie einst im Mai systemimmanent für sozialstaatliche Umverteilung angezapft werden könnte; statt dessen wird nur überall die gesellschaftliche Anpassung an ein globales Produktivitätsniveau des relativen Mehrwerts gewaltsam hergestellt, das bereits die historischen Grenzen der Verwertung des Werts markiert.

Der immanente Verteilungskampf ist jetzt nur noch möglich, wenn gleichzeitig die Produktionsweise als solche radikal in Frage gestellt wird. Deshalb gibt es auch keinen Reformismus mehr. Die sekundäre Naivität ist nicht reformistisch, sondern bloß grotesk. Und wie aus einer Groteske von Sostschenko muten auch die Debatten über Abriß oder Rettung des Sozialstaats, über Wachstum und »Beschäftigung« an: ein Beitrag bösartiger, dümmer und unglaubwürdiger als der andere. Während der SPD-»Sozialexperte« Dreßler noch gegen das Sparpaket der Kohl-Administration wettert, reißen ein paar Häuser weiter die schwedischen Genossen bereits eigenhändig das »Volksheim« ein und kürzen u.a. die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall ungefähr so radikal, wie es hierzulande Kettensägen-Stihl gern möchte. Die deutschen Gewerkschaften haben gleichzeitig de facto die Perspektive der Arbeitszeitverkürzung aufgegeben. In schönster angebotspolitischer Thatcher-Terminologie feilschen sie im »Bündnis für Arbeit« darum, welche Lebensinteressen von sozialen Schwächlingen man dem losgelassenen Vieh zum Fraß vorwerfen könnte: durch Zusammenstreichen der Sozial- und Arbeitslosenhilfe etwa oder durch Teilzeitlohn bei Vollzeitarbeit für die »Wiedereingliederung« vonLangzeit-Arbeitslosen, nachdem dank »Asyl-kompromiß« die geringen Rechte der ausländischen Flüchtlinge bereits verdaut sind.

So bastelt die sekundäre Naivität eifrig mit am Katalog der Grausamkeiten und gibt sich nach jeder neuen Runde scheinheilig erschüttert, daß das asoziale Vieh unersättlich ist. Oder wie soll man es verstehen, daß DGB-Chef Schulte nach dem letzten Kanzlergespräch kreidebleich erklärte, er habe nun erstmals feststellen müssen, daß die Regierung gar nicht für »soziale Gerechtigkeit« sei? Ob Kohl über das anschließend schüchtern vorgezeigte geballte Fäustchen gelacht hat? In Wahrheit gibt es kein Halten mehr beim Sozialabbau. Die Massensubjekte wollen auch gar keine wirkliche Gegenwehr, denn sie sind ja »individualisiert«, auf gut kapitalistisch also: entsolidarisiert. So müssen sich alle selber an das gespenstische Vieh verfüttern; aber jeder hofft, daß er in der Schlange der Opfer weit hinten steht. Und manche denken, daß beim ehemaligen Exportweltmeister »noch viel Luft« drin ist. Luft, die abgedrückt werden kann. Aber wer sich sowieso fressen läßt, braucht am Ende auch keine Luft mehr.

Robert Kurz schrieb in KONKRET 3/96 über das Ende der Wirtschaftspolitik

Konkret 06/96, S. 22

Matthias Küntzel

Hochangereicherte Diplomatie

In Garching wird in diesem Sommer mit dem Bau eines Forschungsreaktors begonnen, der nicht aus ökologischen, sondern aus politischen Gründen in das Kreuzfeuer der internationalen Kritik geraten ist. Die Frage ist: Warum setzt Bonn auf Waffenuran?

Obwohl der Garchinger Reaktor (FRM II) ohne Funktionsverlust mit niedrig angereichertem, d.h. waffenuntauglichem Uran betrieben werden könnte, hat die Bundesregierung den Einsatz des Hiroshima-Stoffes »High Enriched Uranium«, kurz: HEU durchgesetzt. Die »New York Times« sieht darin einen »unverschämten Verstoß« gegen die weltweiten Anstrengungen, die Weiterverbreitung von Atomwaffen zu verhindern, und nennt Deutschland in einem Atemzug mit Libyen und China. »Die Geschichte dieses Reaktors«, so ihr sarkastisches Resümee, »illustriert hervorragend den neuen Charakter der deutsch-amerikanischen Beziehungen nach dem Ende des Kalten Kriegs« (»NYT«, 22.7.95).

Warum besteht Bonn auf dem Einsatz von HEU? Hochangereichertes Uran ist unbrauchbar für die Energiegewinnung und unnötig für die Forschung, als Waffenstoff jedoch optimal. Anders als Plutonium ist Waffenuran extrem leicht handhabbar. Für eine Bombe mit modernstem Sprengdesign reichen fünf Kilogramm aus. Um das Volumen/Sprengkraft-Verhältnis zu verbessern, wurden große HEU-Mengen bei modernen US-Atomwaffen eingesetzt.

Die USA, die in der Nato der einzige Produzent von Waffenuran sind, haben, gestützt auf jenes Monopol, bislang vergeblich versucht, das deutsche Reaktorkonzept zu Fall zu bringen. Hinter dieser Politik steht das durchaus eigennützige Interesse, die Weiterverbreitung von HEU und Plutonium zu verhindern, um in einer Situation veränderter globaler Kräfteverhältnisse zumindest die nukleare Weltordnung (und die eigene Dominanz darin) stabil zu halten.

Seit fast 20 Jahren wird HEU in US-gesponsorten Reaktorprogrammen durch leichtangereichertes Uran, kurz: LEU, ersetzt. Weltweit ist diese Umstellung in bisher 53 von 61 Reaktoren im Gange oder erfolgt; es wurde seither (mit Ausnahme Libyens und der VR China) kein neuer HEU-Reaktor mehr gebaut. Um den Handel mit Waffenuran aus zerstörten russischen Atomwaffen zu unterbinden, sind die USA zu erheblichen Investitionen bereit. So wollen sie innerhalb der nächsten 20 Jahre russisches HEU im Wert von 12 Milliarden Dollar aufkaufen, um es für Waffenzwecke untauglich zu machen.

Von diesem Globalkonzept wird nach dem Bau des Garchinger Reaktors, der für seinen Betrieb 1.000 kg HEU benötigt, nur ein Scherbenhaufen übrig sein. Denn durch diesen Reaktor wird die nukleare Weltordnung, der Bonn sich nicht länger unterzuordnen gedenkt, destabilisiert: Das weltweite Moratorium über den Nichtbau neuer HEU-Reaktoren wird ausgehebelt und für die weltweite Verbreitung russischen Waffenurans eine Bresche geschlagen. Entsprechend verbittert reagierten die USA.

1991 verweigerten sie in einem ersten Schritt die Lieferung von HEU an die Deutschen. Später wurde bei allen potentiellen Lieferanten von Bombenuran eine Boykottbewegung initiiert: Nachdem Großbritannien im Mai 1994 auf Veranlassung des State Department erklärte, keine britischen HEU-Bestände für Garching zur Verfügung stellen zu wollen, waren nur noch drei potentielle HEU-Lieferanten – Frankreich, Rußland und die VR China – im Spiel. »Diplomatischen Quellen zufolge tendiert Washington zu einer förmlichen Initiative mit dem Ziel, alle drei Länder dafür zu gewinnen, den Verkauf von HEU an Deutschland zu verweigern«, schrieb damals das US-amerikanische Fachblatt »Nuclear Fuel« (23.5.94). Gleichzeitig intervenierte man innenpolitisch: Die Clinton-Administration bekräftigte ihre Ablehnung mit einer schriftlichen Stellungnahme, die man – »unaufgefordert und ohne weitere Erläuterung«, wie das Auswärtige Amt verschnupft kommentierte – nicht nur der Bundesregierung, sondern zugleich der deutschen Presse und dem Bürgermeister von München zukommen ließ. Im September 1994 folgte das Angebot des US-Energieministeriums, Deutschland die Forschungskapazitäten der USA zur Verfügung zu stellen, um in Garching den weltweit höchsten Neutronenfluß pro Energieeinheit – auf der Basis von Nichtwaffen-Uran, versteht sich – zu gewährleisten, was Bonn postwendend als Provokation und Einmischung zurückwies.

Die USA standen mit ihrer Forderung nicht allein. Im Mai 1995 unterbreiteten elf Länder, darunter die EU-Staaten Österreich, Dänemark, Niederlande, Norwegen, Schweden, Finnland und Irland der Konferenz zur Verlängerung des Atomwaffensperrvertrages einen Resolutionsentwurf mit der Empfehlung, »keine neuen zivilen Forschungsreaktoren zu bauen, die HEU benötigen«. Im Juli 1995 sprach sich die mit dem Friedensnobelpreis bedachte Pugwash-Konferenz gegen das Garching-Konzept aus, im August 1995 schließlich auch die Internationale Atomenergie-Organisation. Sieben Jahre zuvor hatte die Sorge vor derartigen Protesten im Auswärtigen Amt zu einer deutlichen Kritik am HEU-Reaktorkonzept geführt. »Die Bundesregierung würde ... erheblichen innen- und außenpolitischen Druck erwarten müssen, wenn sie den Plänen der TU München zustimmte«, hatte am 3. Februar 1988 das Auswärtige Amt in einer deutlichen Stellungnahme gewarnt.

Mit dieser Rücksichtsnahme auf das internationale Umfeld, die 1988 dem Auswärtigen Amt noch geboten schien, war es nach der Wiedervereinigung vorbei. Ebenso rücksichtslos wie schlau konterten die Deutschen nun die von Washington koordinierte Boykottbewegung mit einem Schachzug, dessen paradigmatische Bedeutung für die Zukunft der deutschen Außenpolitik gar nicht überschätzt werden kann: Zum ersten Mal wurde Rußland als Lieferant für das Bombenmaterial nach Westeuropa ins Spiel gebracht und dafür auch gewonnen. Die USA waren aus guten Gründen entsetzt und baten die Bundesregierung unverzüglich um eine Erklärung. Al Gore, der Vizepräsident der USA, reiste nach Moskau, um in Verhandlungen mit dem russischen Ministerpräsidenten Tschernomyrdin die neue HEU-Connection zu unterbinden. Man sehe mit der Atomachse Moskau-Bonn die fast 20-jährigen Anstrengungen der USA, den internationalen Markt fürWaffenuran auszutrocknen, »im Handstreich« zerstört, klagte das »Wall Street Journal«. Die »International Herald Tribune« bedauerte »Washingtons schwindende Fähigkeit, auf einen entscheidenden Verbündeten in Europa in einem Punkt noch Einfluß nehmen zu können, der als einer seiner wesentlichen außenpolitischen Ziele betrachtet wird« (21.7.95).

Bonn ist sich über die Brisanz der deutsch-russischen Zusammenarbeit auf atomwaffenrelevantem Gebiet – von 1928 bis 1932 hatte die deutsche Reichswehr mit der Roten Armee diskret kooperiert, um die Deutschland betreffenden Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrages zu umgehen – durchaus im klaren, was zu besonderen Sprachregelungen und einer Instrumentalisierung der Europäischen Atomgemeinschaft Euratom Anlaß gab. Wie »Nuclear Fuel« im Februar 1995 unter Berufung auf westliche Diplomaten erklärte, würde sich auch heute »Deutschland nicht trauen, HEU einfach so von Rußland zu kaufen. Aber wenn die Deutschen die Euratom Supply Agency (ESA) die Kaufgeschäfte machen lassen, dann kommt russisches HEU in Euratoms *black box* und wird später nach Deutschland für den FRM II weitergegeben.« Bis heute hat sich die Bundesregierung hinter der Euratom-Versorgungsagentur versteckt, unter deren Fittichen sie die Lieferungen des Waffenstoffs abwickeln will.

Spätestens die Öffnung des russisch-deutschen Lieferweges macht klar, daß mit Garching keine Posse aus der bayerischen Provinz inszeniert, sondern ein machtpolitisches Exempel erster Güte statuiert worden ist. Von einem »zentralpolitischen« Thema sprach der Vertreter der Bundesregierung in der vertraulichen Runde des Bundesforschungsausschusses in Bonn, »wobei die entscheidende Frage bei diesem Thema die nach dem Konflikt mit den USA sei«.

Diese Frage ist heute beantwortet. Im Poker um Garching hat die Bundesregierung die US-amerikanische Außenpolitik auf einem für sie wesentlichen Terrain herausgefordert und geschlagen. Entsprechend forsch pocht man derzeit auf das nationale Interesse und denunziert die Kritik an der Verwendung von HEU als Vaterlandsverrat. »Jeder, der das Garchinger Projekt beanstandet, diffamiert die Bundesrepublik«, hat ein Vertreter der den Reaktor betreibenden TU München kürzlich erklärt. »Es sei verständlich«, betonte in der schon erwähnten Sitzung des Bundesforschungsausschusses der Vertreter der CDU, »wenn Amerikaner ihre Interessen verträten, aber er nehme es einem deutschen Abgeordneten, einer deutschen Landesregierung oder gar Bundesregierung übel, wenn sie nicht die deutschen Interessen ebenso dezidiert vertreten würden.« (zit. n. d. offiziellen Kurzprotokoll – »nur für den Dienstgebrauch« – des Bundesforschungsausschusses).

Es bleibt die Frage nach dem Motiv für ein derart rüpelhaftes Vorgehen. Was interessiert die Bundesrepublik ausgerechnet an diesem HEU? Warum wird unter die internationalen Bemühungen zur Nichtverbreitung von Atomwaffen eine deutsche Bombe gelegt? Der PDS-Bundestagssprecher beantwortet diese Frage wie folgt: »Es ist reines Prestigedenken, daß die TU München beabsichtigt, ihren neuen Forschungsreaktor mit waffenfähigem Uran zu betreiben.« Frau Sturm, eine Sprecherin der bayerischen Grünen ergänzt: »Weil eine unbelehrbare Bayerische Staatsregierung und wenige verantwortungslose Wissenschaftler an der Technischen Universität München an ihren vermeintlich billigeren Reaktorplänen festhalten.« Weil der »miefig-provinzielle Starrsinn einer Handvoll Garchinger Professoren offenbar schwerer wiegt als der Kampf gegen die Verbreitung von Atomwaffen«, resümiert schließlich Gerd Rosenkranz in der »Taz«. Alle diese Antworten gehen von einer gemeinsamen Voraussetzung aus: Auf die Frage nach dem Motiv der deutschen HEU-Politik ist jede noch so abstruse Antwort willkommen, sofern nur das Tabuthema der deutschen Macht- und Atomwaffenpolitik sorgfältig ausgeblendet bleibt.

Diese Denkblockade hat bei den deutschen HEU-Gegnergruppen Tradition, waren doch ursprünglich die »deutschen Interessen« mit dem eigenen Anliegen kompatibel und das HEU-Konzept also verwerflich, weil es die Glaubwürdigkeit der deutschen Außenpolitik zu beschädigen drohte. Hinzu kam die Sorge um die Reputation der eigenen Kritik – etwa in dem artigen Glaubensbekenntnis von 50 deutschen Physikern in einem Offenen Brief gegen den Einsatz des Bombenurans: »Wir glauben auch nicht, daß hier irgendwelche Kernwaffenoptionen bestehen. Die politische Situation in Deutschland ist im Gegenteil günstig zu beurteilen.« Als im April dieses Jahres diese freundlichen Worte ebenso wie die beredte Sorge um die Glaubwürdigkeit der deutschen Politik ignoriert und die Genehmigung für den HEU-Reaktor erteilt wurde, hätte dies eigentlich ein böses Erwachen zur Folge haben müssen. Doch das Gegenteil war der Fall. Je offensiver sich die deutsche Nuklearpolitik zu ihren Zielen bekennt, desto beflissener weichen ihre deutschen Kritiker zurück. Die Anpassung funktioniert als Identifikation mit der Bonner Außenpolitik: Es wird ausgeklammert, was in das positiv gefärbte Bild nicht paßt, und jede noch so abstruse Erklärung für die HEU-Option dankbar aufgegriffen, sofern das Tabuthema der deutschen Macht- und Atomwaffenpolitik weiterhin brav ausgeklammert bleibt. »Zu den im eigenen Land wenig honorierten Leistungen der jüngeren deutschen Außenpolitik gehört eine eigenständige nukleare Abrüstungsdiplomatie, die Bonn bei

anderen Staaten ohne Kernwaffen ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit einbrachte. Dieser Vertrauensvorschuß wird in Garching verspielt«, bedauerte am 16. April dieses Jahres Gerd Rosenkranz anläßlich der Baugenehmigung für Garching auf der Titelseite der »Taz«. Deshalb, so fuhr er fort, sei »die von der bayerischen Staatsregierung erteilte Baugenehmigung ... eine Niederlage ... für die Bonner Außenpolitik« und »ein Affront ... gegen Bonn... Nur: Klaus Kinkel merkt es nicht oder will es nicht merken«, schrieb Rosenkranz und tröstet die »Taz«-Klientel mit dem Hinweis, daß noch einige Jahre bis zur Inbetriebnahme des Reaktors vergehen werden: »Fünf Jahre zum Nachdenken. Über Prioritäten« (10.4.96). Wo Aufklärung erforderlich gewesen wäre, wird Gegenaufklärung betrieben und die mit dem HEU vollzogene Weichenstellung zu deutscher Großmachtpolitik kaschiert.

Aus welchem Grund also setzt Bonn auf das HEU? Wer diese Frage ernsthaft stellt, wird in etwa auf die folgenden Antworten stoßen: Erstens haben die Deutschen das statuspolitische Interesse, der Welt zu zeigen, daß die Bundesrepublik ihre nuklearen Interessen auch gegen den Willen der USA durchzusetzen in der Lage ist. Mit der am Beispiel Garchings demonstrierten Immunität gegen Proteste von außen wird ein Politikmuster geprägt, auf das bei künftigen Atomprojekten, etwa im Rahmen der Europäischen Union, zurückgegriffen werden kann.

Es zählt zweitens das außenpolitische Interesse, den Umgang mit den nuklearen Hinterlassenschaften der GUS-Staaten nicht den USA zu überlassen, sondern auf diesem sensiblen Gebiet einen selbständigen Part zu übernehmen. Diese Ambition stand hinter dem Agieren deutscher Geheimdienste beim »Plutonium-Schmuggel« von 1994, und sie ist auch heute das maßgebliche Motiv für den Plan, russisches Waffenplutonium mit deutscher Technologie zu Mox-Brennelementen zu verarbeiten. Mit Garching hat man auf diesem Feld den Durchbruch geschafft.

Und drittens gibt es ein materielles Interesse am HEU. Der Münchner Reaktor verschafft der deutschen Politik auf Jahrzehnte einen Vorwand für die nationale Lagerung von großen Mengen an Bombenuran.* Wer über derartige Stoffe verfügt, kann Atomwaffen bauen oder mit dem Bau der Atomwaffe drohen. Wie zum Beispiel die außenpolitischen und abrüstungspolitischen Sprecher der CDU-Bundestagsfraktion, Carl Lamers und Friedbert Pflüger, in einer gemeinsamen Erklärung vom 6. Mai 1996. Sie stellen darin fest, daß die Bundesrepublik »jederzeit technisch in der Lage ist, diese (atomaren) Waffensysteme zu entwickeln«. In Frankreich hat man diese Mitteilung gehört.

*Um eigene Atomwaffen herstellen zu können, ist die BRD auf den Garching-Reaktor jedoch nicht angewiesen. Die Bundesrepublik verfügt im Hanau-Bunker über Tonnen an Plutonium, und die Hanauer Skandalfirma Nukem besitzt nahezu 400 kg Waffenuran. Dieses HEU wurde ihr vor 20 Jahren von den USA für eine Verwendung im Hochtemperaturreaktor in Hamm zur Verfügung gestellt. Der Versuch der USA, die Zweckentfremdung dieser HEU-Bestände zu verhindern, scheiterte Ende 1995 an den Widerständen der Euratom. Etwa die Hälfte des Nukem-HEU war ursprünglich für den Export nach Frankreich verplant. Diese Lieferverpflichtung wurde inzwischen zugunsten des Garchinger Reaktors rückgängig gemacht.

Matthias Küntzel schrieb in KONKRET 3/96 über den Plutoniumsuntersuchungsausschuß des Bundestags

Konkret 06/96, S. 24

Helmut Pohl, Oliver Tolmein

Run auf die Plätze

KONKRET-Gespräch mit dem seit Juni 1971 – mit Unterbrechungen – inhaftierten Gefangenen aus der RAF, Helmut Pohl, über die strategischen Auseinandersetzungen zwischen RAF und Gefangenen, das Grundkonzept der RAF und die politische Arbeit unter Haftbedingungen

Zwischen RAF und etlichen Gefangenen hat es eine Spaltung gegeben, die Gefangenen treten nach außen hin nicht mehr als einheitliche Gruppe auf. Als wer oder für wen sprechen Sie in diesem Interview?

Pohl: Zuerst spreche ich für mich. Aber es fließt auch ein, was ich von anderen Gefangenen weiß. Wir sind seit dem Hungerstreik 1989 allerdings fast alle vereinzelt gewesen. Es gab keine Möglichkeit zum Austausch über die neue Situation. Und die Post ist dafür auch kein geeignetes Medium.

Warum nicht?

Unsere Post wird seit über zehn Jahren ausgewertet. Vom BKA werden damit Projekte zur Stilerkennung gefüttert, jede Zeile von uns wird benutzt – das macht eine Diskussion unmöglich. Es geht aber auch praktisch nicht, ausschließlich über so ein schwerfälliges Medium wie Briefe zu kommunizieren. Trotzdem besteht das Kollektiv aber noch weiter: Wir kämpfen zusammen um unsere Freiheit.

Wie erklären Sie, daß sich infolge der Ankündigung von 1992, die RAF werde die bewaffneten Aktionen gegen Menschen einstellen, die Gefangenengruppe aufgelöst hat und die RAF von der politischen Bildfläche verschwunden ist?

Die Zäsur, wie wir sie gewollt haben, ist überhaupt nicht gemacht worden. In unserer Vorstellung war die Zäsur das Stichwort für eine Transformierung von dem, was die RAF früher war, zu einer politischen Kraft, die auf die neue politische Situation einwirken kann. Und das ist nicht gelungen. 1992 sind nur endlich diese Aktionen eingestellt worden, und der Rest hat sich in Luft aufgelöst. Die Ursache liegt darin, daß eine politische Auseinandersetzung darüber, wie es künftig weitergehen kann, überhaupt nicht in Gang gekommen ist.

Aber es gibt mittlerweile ein ganzes Buch voller Papiere, voller Kritik und Selbstkritik von RAF und Gefangenen...

Aber diese Papiere der RAF und das, was als »Selbstkritik« lief, das war doch keine wirkliche Kritik. Das war die 80er Jahre umbiegen oder einmal durch die Waschanlage und die Kiste umspritzen. Die sogenannte »neue Politik« der RAF hatte nur versucht, eine Variante »revolutionärer« Politik im alten Grundschema zu machen, die Reproduktion desselben, aber sozusagen diesmal ganz richtig. Und so eine Abwandlung des alten Grundkonzepts reicht nicht hin. In diesem Zusammenhang: Ich finde es auch nötig, daß die Illegalen ihre Auflösung als RAF erklären. Das wollen auch andere Gefangene ausdrücklich, daß es hier gesagt wird. Und dann muß man sehen, was sich entwickelt.

Wie hätte Ihrer Meinung nach die Diskussion verlaufen müssen?

Um das zu erklären, ist es nötig, sich die Geschichte des Zäsur-Gedankens anzuschauen. Das erste Mal ist von seiten der Gefangenen 1987 von Zäsur die Rede gewesen...

Also nach den Anschlägen auf den MTU-Manager Ernst Zimmermann, den Siemens-Manager Kurt Beckurts und den Diplomaten Gerold von Braunmühl. Bestand ein Zusammenhang zwischen der Zäsur-Diskussion und den Anschlägen?

Der Zäsur-Gedanke hat vor allem was mit den internationalen Entwicklungen zu tun. Uns war 1987 klar geworden, daß die Verhältnisse dabei waren zu kippen. Und deswegen mußte nach unserer Meinung das gesamte Konzept, das die RAF bis dahin ausgemacht hatte, in Frage gestellt werden. Aus dieser Analyse ist aber keine Diskussion entstanden, sie ist steckengeblieben. Das ist auch eine Kritik an uns Gefangenen: Wir hätten damals, als deutlich wurde, daß wir nicht weiter kommen, von uns aus erklären müssen, daß es so nicht weitergehen kann. Aber wir haben damals gedacht, das geht nicht, damit dringen wir nicht durch. Die Grundgedanken waren uns auch einfach zu wenig, wir konnten, weit weg im Gefängnis und einzeln isoliert, auch nicht sagen, was das alles letztlich bedeutet und wie es weitergehen wird. Trotzdem hätten wir damit herauskommen müssen. Wenigstens hatten wir den Finger draufgelegt, als einige der wenigen damals.

Und wir haben im Hungerstreik 1989 mit unserer Hungerstreikerklärung noch einmal versucht, diese grundsätzliche Neuorientierung einzuleiten. Danach lief es über unser Drängen darauf hinaus, daß die RAF die Einstellung der bewaffneten Aktionen erklärt...

Das war eine intern geäußerte Forderung?

Ja. Das waren unsere internen Diskussionen, was die bewaffneten Aktionen betrifft.

Wieso haben Ihrer Meinung nach die neuen internationalen Entwicklungen dazu geführt, daß der bewaffnete Kampf keinen Sinn mehr hat?

Immer wieder wird die Politik der RAF mit dem bewaffneten Kampf gleichgesetzt. Das war aber nie so gedacht, das sollte nie so sein, und wo es doch so war, war es ein Fehler. Der Zäsur-Gedanke hat deswegen auch mit dem bewaffneten Kampf erstmal gar nichts zu tun. Mitte der achtziger Jahre war weltweit eine Tendenz zur Entgrenzung festzustellen. In Mittelamerika wurde ein Vernichtungskrieg geführt, und er ist hier überhaupt nicht mehr wahrgenommen worden, im Gegenteil, es wurde das entgegengesetzte Bild verbreitet, und das hat gegriffen. Es ging hier immer darum, daß dort angeblich demokratische Fortschritte zu verzeichnen wären, während tatsächlich ganze Landstriche zerstört worden sind.

Gleichzeitig ist hier in Zentraleuropa in allen wesentlichen Bereichen die Macht mit ihren Projekten durchgekommen: Ob es jetzt um Gentechnik geht, um Atomtechnologie, um die Festung Europa oder um militärische Strukturen. Es war ein Qualitätsumschlag, der für uns zu dieser Zeit sichtbar wurde. Deswegen war es für uns von enormer Bedeutung, daß aus einem weiten linken Spektrum Leute zusammenkommen und diskutieren, um zu begreifen, in welche katastrophale Richtung sich die Verhältnisse entwickeln. Denn es war ja nicht nur unser Ansatz, Politik zu machen, überholt worden, auch die anderen linken Gruppen, ja sogar das linke bürgerliche Lager, waren gescheitert und standen plötzlich ohne angemessene Instrumentarien und Methoden da, die geholfen hätten, mit der neuen Lage umzugehen.

Das heißt, die Entscheidung gegen Anschläge, wie sie früher Kennzeichen der RAF waren, hat grundsätzlichen Charakter. Wie paßt das aber zu Ihrer Erklärung von 1993, in der Sie geschrieben haben: »Ich mache diese Aussagen, die ich in den letzten Jahren gemacht habe, heute nicht mehr. Und die Möglichkeiten, die in der Zäsur gesteckt haben, dürften vorbei sein. Und deswegen werde ich einen Teufel tun und den bewaffneten Kampf absagen.« Das paßt besser zu dem Hardliner-Image, das Ihnen die Bundesanwaltschaft verpaßt hat.

Es war sicher ein Fehler, daß ich diesen Schlußpassus der Erklärung im Zorn so formuliert habe. Aber wer den ganzen, damals in der »Taz« abgedruckten Text liest, kann leicht feststellen, daß der Sinn in diesem Zusammenhang ist: Ich lasse mich nicht zur Staatspropaganda erpressen. Von uns ist damals eine deklaratorische Absage an Gewalt und die RAF-Politik von Anfang an verlangt worden – und dazu war ich nicht bereit. Die Zäsur war nicht als diese Art Zugeständnis gedacht, sie wäre notwendig gewesen, um weiter Politik machen zu können.

In der Anfangszeit unserer Zäsur-Diskussion haben Besucher von uns und die RAF gar nicht verstanden, worum es uns ging. Beispielsweise wurde uns immer wieder entgegengehalten, daß der Angriff aufrechterhalten werden müßte. Ich persönlich finde das überhaupt keinen überzeugenden Gedanken: Wenn zwischendurch was Richtiges gemacht wird, dann schadet es nicht, »wenn der Angriff nicht aufrechterhalten wird«. Aber selbst wenn man das anders sieht, hätte man eine andere Angriffsform finden müssen. Und da hat es in dieser Zeit Überlegungen gegeben – z.B. daß an Stelle der Erschießungen Sabotageaktionen auf hohem Niveau gemacht werden könnten. Aber umgesetzt worden ist auch das nicht.

Und dieser »Hardliner«-Vorwurf, der hat mit dem, was wir Gefangenen tatsächlich machen oder sagen, nichts zu tun. Bis 1991/92 galten wir Gefangenen grundsätzlich alle als »Hardliner« – und zwar trotz unserer Anstrengungen, eine gesellschaftliche Auseinandersetzung zu führen. Ich erinnere hier nur mal an diese Vollmer/Käsemann/Walser-Initiative 1988: Darauf sind wir eingegangen, und zwar nicht als taktisches Manöver, sondern weil es uns um diesen Zäsur-Gedanken ging. Aber der Apparat hat das verhindert. Als »Hardliner« galten wir trotz unserer Bemühungen im Hungerstreik 1989, obwohl wir da mit Leuten aus dem Apparat und vielen anderen gesprochen haben – und alle wußten, daß wir was Neues wollen. Damals sind angebliche Angriffspläne von uns erfunden und durch die Medien lanciert worden, obwohl wir durch Irmgard Möller auch öffentlich erklärt hatten, daß wir die Einstellung der Aktionen begrüßen. Tatsachen haben in diesem Propaganda-Rollback überhaupt keine Rolle gespielt.

Wenn man sich das heute anschaut, dann muß man sagen: Statt einer Transformierung der RAF und der notwendigen politischen Entscheidung in der Gefangenenfrage für alle Gefangenen, ist eine Spaltung gekommen, die über die Reduzierung auf einige wenige Gefangene und die entsprechende »Hardliner«-Propaganda das zu dieser Zeit aktuelle Gefangenenproblem »erledigt« und es den Staatsapparaten ermöglicht hat, an uns übriggebliebenen Gefangenen doch noch zu versuchen, das zu Ende zu bringen, was sie 20 Jahre lang mit allen Gefangenen vorhatten.

Was könnte das Interesse der Bundesanwaltschaft daran sein?

Ihr ist vor allem wichtig, die politische Feinderklärung fortwirken zu lassen, und sie will offensichtlich auf keinen Fall den politischen Prozeß zulassen, den wir anstreben. Die RAF-Geschichte soll mit einer Abrechnung beendet werden, die sich natürlich auch an Personen festmacht, und eben nicht in einen politischen Prozeß münden. Und das hat nicht nur was mit der RAF zu tun, sondern zeigt insgesamt, wie die Gesellschaft nach Vorstellung von BKA und Bundesanwaltschaft funktionieren soll.

Aber daß das funktionieren kann, hat doch auch was mit der RAF selber zu tun, die nie sehr offen für kontroverse Diskussionen war, und die sich niemand vorstellen konnte als eine Gruppe, die zu einem anderen Mittel greift als zu dem, Menschen zu töten.

Sicher hat das auch mit der RAF zu tun. In den achtziger Jahren war es keine Spezialität der RAF, unzugänglich für kontroverse Diskussionen zu sein. In anderen linken Gruppen gab es das genauso. Die Ursache dafür liegt meines

Erachtens ziemlich weit zurück. Der Grundfehler bei uns, aber auch in vielen anderen linken Gruppen, war, daß die politischen Strukturen immer wenig oder gar nicht entwickelt wurden: Statt dessen haben sich Ideologie und Aktionismus durchgesetzt. Dabei hat das RAF-Konzept immer schon beinhaltet, daß es ein Primat der Politik geben muß, die bewaffnete Aktion sollte die Politik befördern, aber nicht ersetzen.

Daß die RAF gerade nicht in erster Linie politisch, sondern militärisch handelt, haben auch linke Gruppen immer wieder kritisiert.

Ja, aber immer nur so, wie es ihnen gerade in ihr ideologisches Konzept gepaßt hat. Deswegen sind diese Auseinandersetzungen immer wieder gescheitert. Ich denke, daß der Grundfehler von allen, den Gruppen der radikalen Linken allgemein und der RAF, war, daß wir uns viel zu wenig in der Realität bewegt haben und viel zu sehr in der Ideologie. Es gab Treffen, Papers, Konzeptdiskussionen, Veranstaltungen, Kampagnen – aber das war nichts Reales. Und der Zusammenbruch der radikalen Linken Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre war die Stunde der Wahrheit für dieses Konzept von Politik, das seit den sechziger Jahren entwickelt worden ist. Wenn etwas erkämpft worden wäre aus allem, worum es die ganze Zeit ging, dann hätte etwas davon hinübergenommen werden müssen. Aber das ist nicht geschehen. Statt dessen Selbstauflösung und Run auf die Plätze.

Und das bringt darauf – bei der RAF war es ja auch nicht anders als sonst – , daß die deutsche radikale Linke überhaupt nie aus dem Widerspruch rausgekommen ist, im weitestentwickelten System zu leben und die sich daraus ergebenden Widersprüche gleichzeitig nicht auszuhalten: Einerseits möchte man raus, zu etwas anderem, andererseits ist hier der beste von allen Plätzen, die sichtbar sind. Dieser Widerspruch hat in unserem Spektrum eine Theorie und Praxis hervorgebracht, die von ideologischem Denken, in sich kreisender Betriebsamkeit und Aktionismus geprägt war. Ich nenne das »Politik-Ersatz«.

Und Politik heißt hier: reale Prozesse, nicht Ideologie. So schlau wie die weiße europäische Linke, und noch mal ganz besonders die BRD-Linke, war auf der ganzen Welt kaum jemand. Niemand hat mehr gelesen, so viel geredet wie die Linke hier. Das ist aber nicht Politik. Sie zeigt sich als stationärer Prozeß, der in diesen gesellschaftlichen Rahmen eingepaßt bleibt. Ein Beispiel dafür, was ich mit stationär meine: Frauen kommen doch seit langem massiv damit, daß diese sogenannte Sexismus-Debatte, die Männer-Diskussion, immer nur das Ergebnis hat, daß das Problem debattenmäßig bewältigt wird, damit es politisch erledigt ist und alles so bleiben kann, wie es vorher war. Und da haben sie recht. Es ist eine Art Problembeseitigungsmechanismus.

Und die RAF ist Teil dieses stationären Prozesses?

Sie war Teil davon geworden. Die Aktionen, die dann in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre gemacht wurden, waren für die meisten der heutigen Gefangenen grundsätzlich falsch. Die bewaffnete Aktion hatte für uns ja immer eine strategische Funktion. Sie sollte was klarmachen und weiterbringen. Die Aktionen in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre waren aber nur noch eine Aneinanderreihung von Erschießungen. Und letzten Endes, wenn man sie auf einen politischen Kern reduziert, bleibt nichts übrig als Bestrafungsaktionen.

Die RAF wußte auch, daß wir diese Aktionen kritisieren. Sie wußte z.B. von mir ausdrücklich, daß ich dagegen bin, daß diese Entwicklung weitergeht, daß Leute abtauchen. Wenn ein Konzept keine Perspektive mehr hat, kann man, selbst wenn man sagt, der Angriff muß aufrechterhalten werden, nicht neue Leute holen. Die stellen sich vor, sie setzen dort den Kampf, den sie in konkreten Basisprojekten gemacht haben, an anderer Stelle fort, gehen aber tatsächlich ins Leere.

Ich will hier kein falsches Bild aufkommen lassen, ich will uns nicht davon abtrennen, wir waren alle Teil davon und haben es getragen. Ich spreche hier zur Verkehrung der Verhältnisse in der Abwicklung des Gefangenenproblems während der letzten Jahre. Wir haben es weitergetragen vom Aufschrei bis zum Verstummen, weil wir eine Kontinuität wollten. Wir waren völlig überbestimmt von den absehbaren Auswirkungen des gesamten Umbruchs und haben gedacht, es muß doch eine Kraft her. Das hat uns die entscheidende Konsequenz versperrt.

Aber widerspricht sich das nicht: Einerseits eine Kontinuität zu wollen, andererseits dagegen zu sein, daß neue Leute in die Illegalität gehen?

Es ging nicht um eine Kontinuität der RAF, wie sie bestanden hat, sondern um eine Kontinuität der Inhalte. Der bewaffnete Kampf war doch nicht der Inhalt der RAF. Der Inhalt der RAF war, wenn man es mal auf den Punkt bringt, Befreiung.

Sie kritisieren die Anschläge und Attentate der RAF in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre. Was war denn vorher besser? Wo sehen Sie einen Unterschied zwischen dem fehlgeschlagenen Versuch, General Kroesen zu töten, und dem Genickschuß auf den Diplomaten von Braunmühl?

Sie sprechen da eine Aktion an, wo das unterschiedliche Verständnis aufeinandertrifft. Wir haben Aktionen wie die gegen von Braunmühl Anfang der Achtziger verworfen, als wir durch die Funktion dieses Amts auf einen seiner Vorgänger gestoßen waren, weil für uns dabei das Mittel und der politische Zweck kraß auseinandergefallen wären. Übrigens eben auch aus der Erfahrung derjenigen von uns aus der 77er-Zeit, die als fiktive »Hardliner« besonders beliebt sind. Die

Aktionen gegen Kroesen und gegen den Stützpunkt Ramstein erfolgten dagegen im Rahmen der Auseinandersetzung um die Nato-Nachrüstung. Beide waren bestimmt als strategische Aktionen, die angreifen sollten, was unserer Meinung nach den weltweiten Umbruch forciert: die militärische Aufrüstung in den Zentren.

Die Nachrüstung zu verhindern war auch ein Ziel der Friedensbewegung, die im großen und ganzen die RAF-Anschläge strikt abgelehnt hat. Hat Sie das nicht stutzig gemacht?

Naja. Es gab ja auch viele, die die Friedensbewegung stutzig gemacht hat. Die Friedensbewegung hat zum Beispiel eine starke nationale Schlagseite gehabt. Sie hat sich vor allem dagegen gewandt, daß der Krieg hier geführt werden soll, und dieser Teil der Friedensbewegung hat sich auch nicht um imperialistische Interessen und Kriegsziele geschert.

Wenn Sie an der Friedensbewegung zu Recht eine nationale Schlagseite kritisieren, dann muß es ihnen doch beim Lesen mancher alter RAF-Texte auch unbehaglich werden. Dort wird Deutschland als US-Kernstaat und als besetztes Land charakterisiert.

Das sind Töne, die aus den siebziger Jahren kommen und die ihren Grund in einer fatal verkürzten Analyse hatten: Aus der Tatsache, daß das US-Kapital weltweit führend war und daß die US-Konzerne die deutschen Konzerne dominiert haben, ist geschlossen worden, daß die BRD eine Art US-Kolonie sei. Das war falsch. Aber in unserer Politik hat diese Überlegung nur eine untergeordnete Rolle gespielt.

Aber die Anschläge richteten sich meistens gegen US-Militäreinrichtungen oder US-Militärs.

Aber immer im Zusammenhang mit der Nato und der Nachrüstung. Das waren keine Aktionen gegen die USA als Besatzer. Aber ich gebe zu, daß es da in der Linken insgesamt und damit auch in unserem Spektrum offene Flanken gab. Es gab antiamerikanische Blüten, die gingen so weit, daß US-Kultur abgelehnt wurde. Aber wir, ich war damals illegal, haben diesen als Antiimperialismus verkleideten Antiamerikanismus in Gesprächen und bei unseren Kontakten kritisiert. Das hat allerdings manchmal nichts geholfen. Es gibt da sowieso ein falsches Bild davon, wie die Situation von uns und von unserem Umfeld war. Wir haben Anfang der Achtziger auch die RAF nicht verstärken wollen, wir haben Leute, die zu uns stoßen wollten, in die Kämpfe vor Ort zurückgeschickt. Wir wollten Strukturen und politische Prozesse, und zurück kam die Aufforderung, wir sollten Aktionen machen. Den Druck konnten wir damals auch nicht ändern. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß alles läuft, wie man sich das in einem Konzept ausdenkt und vorstellt. Das hat später bei der Zäsur-Debatte ja auch nicht geklappt.

Es gab lange Zeit die Forderung der Gefangenen, in ein oder zwei große Gruppen zusammengelegt zu werden, damit eine Auseinandersetzung untereinander stattfinden kann. Was denken Sie heute, wie es weiterlaufen könnte?

Es geht hier nicht um eine abstrakte prinzipielle Ebene. Wir haben es auch nicht mit der Justiz im allgemeinen zu tun, sondern mit der Bundesanwaltschaft und den Staatsschutzgerichten, und wir haben die bekannte Haft- und Prozeßgeschichte. Abgesehen davon geht es den meisten von uns gesundheitlich außerordentlich schlecht, so daß diese Perspektive: zwanzig Jahre und noch ein bißchen mehr, je nachdem wie man sich individuell verhält, für uns keine ist. Wir müssen jetzt Wege zur Entlassung finden.

Und dafür muß es eine Entscheidung geben, die mehr ist als nur Worte. Es muß etwas sichtbar werden, vor allem in unserem Gefangenenstatut: Was macht man mit jemandem, den man in absehbarer Zeit rauslassen will? Der kann seine sozialen Beziehungen nach draußen aufbauen. Entsprechendes muß für uns auch möglich werden. Es muß Kommunikation und Arbeitsprojekte geben können. Wir haben derzeit ja fast keine Kontakte nach draußen. Man muß sich klarmachen, daß dieses Interview eine der ganz, ganz wenigen Gelegenheiten ist, wo ich mit jemandem von draußen zusammenhängend länger sprechen kann. Mein größter Erfolg in meiner ganzen Haftzeit war vor einigen Wochen ein 90-Minuten-Gespräch ohne LKA-Überwachung.

Ist diese Orientierung auf Kommunikation mit Leuten von draußen bei den Gefangenen Konsens?

Es geht bei uns hin und her, weil manche meinen, es sei wichtiger, daß wir Zusammenlegung haben und was Gemeinsames veröffentlichen können. Ich war immer der Meinung, daß es viel wichtiger ist, daß aufgemacht wird. Wir sind alleine zu wenige, um weiterzukommen, wir brauchen weiterreichenden Austausch. Es kann auch gar nicht darum gehen, das, wofür vor Jahren das Stichwort »Diskussion« stand, jetzt noch nachzuholen. Natürlich suchen wir Gespräche über ein gemeinsames Interesse, das ist ja klar. Aber Kommunikation mit draußen hat für uns vor allem den Sinn, erste Schritte auf dem direkten Weg zur Freiheit zu finden.

Mit Helmut Pohl sprach Oliver Tolmein. Er schrieb in KONKRET 5/96 über Ulrike Meinhof

Konkret 06/96, S. 26

Oliver Tolmein

Ein Anstoß

»Der Bundesjustizminister wies auf die nach wie vor bestehenden Querverbindungen zwischen den RAF-Terroristen hin, die sich noch in Freiheit befinden, und denen, die in den Gefängnissen sitzen.« Als die »Süddeutsche Zeitung« das im April 1991 nach dem Anschlag auf den Treuhandmanager Karsten Rohwedder schrieb und damit die alte Mär von der sogenannten »Zellensteuerung« der Attentate der RAF erneuerte, wußte man im Hause Kinkel – anders als in der bundesdeutschen Öffentlichkeit – bereits sehr gut, was das herausragende Thema dieser »Querverbindungen« war: Zwischen Gefangenen und RAF gab es eine auf verschlungenen Wegen mühselig ausgetragene Kontroverse über die Einstellung des bewaffneten Kampfes. Der Nachricht aus dem Hause Kinkel folgten Razzien, Verschlechterungen der Haftbedingungen für einzelne Gefangene – und ein reichliches halbes Jahr später die Verkündung der »Kinkel-Initiative«: »Informationen aus dem Bundeskabinett: Sieben verurteilte Terroristen sollen vorzeitig entlassen werden.« Die Rolle der Bösen bekamen diesmal die RAF-Mitglieder draußen zugewiesen. Im »Stern« war damals zu lesen: »Kinkel befürchtet, daß die RAF-Desperados im Untergrund einen letzten, verzweifelten Versuch machen könnten, den Entlassungswilligen einen Strich durch die Rechnung zu machen.« Mit der Realität hatte das so wenig zu tun, wie die »Zellensteuerungs«-Behauptung zuvor oder die im Herbst 1993 verbreitete Legende von den »Falken« (zudenen vor allem Helmut Pohl, aber auch Christian Klar und Brigitte Mohnhaupt gehören sollten), die den bewaffneten Kampf angeblich wieder aufnehmen wollten.

Der Desinformationspolitik von Verfassungsschutz, Bundesanwaltschaft und Koordinierungsgruppe Terrorismusbekämpfung (KGT) konnten 1992 kurzzeitig authentische Informationen entgegengesetzt werden: Die Justizministerien in Schleswig-Holstein und Niedersachsen genehmigten mehreren Journalisten Interviews mit Gefangenen. Der Frühling war von kurzer Dauer: Was die Gefangenen in Celle (s. z.B. KONKRET 6/92) und Lübeck durften, wurde denen in Köln-Ossendorf, in Bielefeld, in Stuttgart-Stammheim, in Frankfurt oder Aichach noch lange nicht erlaubt. Und parallel zu den Entlassungen von RAF-Gefangenen, die zumeist über zwanzig Jahre gesessen oder die ihre Strafe vollständig verbüßt hatten, wurde die Haftdauer für andere durch die neuen Kronzeugen-Prozesse drastisch verlängert. Auch die Bedingungen für die, die noch inhaftiert sind, wurden eher schlechter als besser: Bei manchen, die in der Presse seitdem als »Hardliner«, als die »eigentlichen Drahtzieher des Terrors« (»Spiegel«) eingestuft werden, verschärfte man die Briefzensur und versagte Besuchsgenehmigungen. Maßnahmen, die eine Auseinandersetzung von Gefangenen mit »draußen« ermöglichen könnten, stehen schon lange nicht mehr auf der Tagesordnung.

Das hier veröffentlichte Gespräch mit Helmut Pohl ist seit langem das erste, das von einem Landesjustizminister genehmigt worden ist: Die Prozedur, vom Antrag über ein erstes Vorge-spräch mit der Knastleitung, die Verhandlungen mit der Ministerialbürokratie bis zum Gespräch, dauerte Monate. Vor allem unsere Forderungen, das Interview nicht unter Polizeiaufsicht führen zu müssen und ein Aufnahmegerät benutzen zu dürfen, stießen auf Widerstand der Bundesanwaltschaft. Kay Nehm und seine Leute möchten das Informationsmonopol über das, was die Gefangenen angeblich denken, gerne behalten – um so ad libitum »Hardliner«-Fraktionen gründen und wieder auflösen zu können. Die Ministerien anderer Bundesländer, die Interviewanträge auch von Medien, die sich um die Staatssicherheit durchaus verdient gemacht haben, immer noch strikt abblocken, sind dabei gerne behilflich.

In Berlin hat anläßlich des 20. Todestages von Ulrike Meinhof ein erstes öffentliches Gespräch unter Leuten stattgefunden, die an der Gründung der RAF beteiligt waren oder die sie damals politisch kritisiert haben. Das war ein wichtiger Ansatz, den fortzuführen dadurch erheblich erschwert wird, daß noch etliche, die in den Jahren nach den ersten Verhaftungen den bewaffneten Kampf fortgeführt und damit linke Politik nachhaltig beeinflußt haben, auf Jahre hinaus im Knast sitzen. Das Gespräch mit Helmut Pohl, das einen Einblick in die strategischen Auseinandersetzungen zwischen RAF und Gefangenen im Vorfeld der Zäsur des Jahres 1992 ermöglicht, ohne den Anspruch zu erheben, »die Wahrheit« über die bewaffnete Politik der 80er Jahre zu enthüllen, ist deswegen als Anstoß gedacht, die Situation in den Knästen auf die Tagesordnung zu setzen: damit endlich eine offene Debatte über diese Phase linksradikaler Politik stattfinden kann.

Konkret 06/96, S. 28

Georg Fülberth

Dabeisein ist alles

Linke Mitte, rechte Mitte und ein geliehener Antifaschismus. Über den Sieg des Zweckbündnisses »Ölbaum« bei den italienischen Parlamentswahlen

1. Nach dem Fall der römischen Mauer

Als im Frühjahr 1993 die italienische Democrazia Cristiana schnell zugrunde ging, fühlten sich manche an die SED und an die DDR 1989/90 erinnert. Der vergleichbare Niedergang läßt sich auf eine gemeinsame Ursache zurückführen: das Ende des Kalten Krieges.

Während der Systemauseinandersetzung gab es ein ehernes Gesetz der italienischen Innenpolitik: Niemals – so wollten es Nato, Vatikan und heimische Bourgeoisie – durfte die größte kommunistische Partei des Westens in die Regierung. Damit hatte die Democrazia Cristiana eine Art Machtmonopol, in das sie nach Bedarf auch einmal kleinere Parteien kooptierte.

Die Fernhaltung der KPI war nicht billig. Immerhin erfolgte sie im wesentlichen nicht mit repressiven Mitteln, sondern in einer repräsentativen Demokratie, in der von Zeit zu Zeit Wahlen anstanden. Zustimmung zur Herrschaft der Staatspartei mußte durch Gratifikationen erkauft werden: staatlichen Transfer vom hochindustrialisierten Norden in den Süden, Zugeständnisse an die Arbeiterklasse.

Das wurde aber nicht in einem abgeschotteten Machtzentrum der DC ausgeheckt, sondern der Ablaß mußte durch Organisationen der Interessenvertretung erkämpft werden: von den Bauernverbänden bis zu den Gewerkschaften. Letztere standen zwar mehrheitlich der KP nahe, doch soweit gesetzliche Fixierung nötig war, kam es auf diejenige der beiden Massenparteien an, welche den Zugang zur zentralen Staatsgewalt hatte, also die Christliche. Hier sammelten sich denn auch die Lobbyisten verschiedenster Art als »correnti«.

Die List der Geschichte fügte es, daß die materiellen Ressourcen für diese Politik erst aufgebraucht waren, als die antikommunistische Restriktion nicht länger benötigt wurde. Mit dem Ende des Realen Sozialismus gab es keinen Grund mehr dafür, daß die Democrazia Cristiana Ewiger Regierungs-Joker blieb. Tückischerweise firmierte die bisherige KP ab 1991 als Demokratische Linkspartei (Partito democratico della sinistra, PdS) und stieg von Gramsci auf den Dahrendorf um. Die DC, ihrer beiden Integrationsmittel – sozialstaatliche Verteilung und Buhmann – beraubt, platzte auseinander, und ihre mutterlos gewordenen correnti verbreiteten sich über das gesamte politische Spektrum.

Das Betriebsgeräusch zu dieser Umgruppierung lieferte die Moral. Weil die bürgerlichen Berufspolitiker (einschließlich der Craxi-Sozialisten) in ihren bisherigen Funktionen nicht mehr gebraucht wurden, waren sie auch ihr Schmiergeld nicht mehr wert, und ein Staatsanwalt, di Pietro, der aufdeckte, was alle schon gewußt und akzeptiert hatten, wurde zum Nationalhelden. Die Zahlungen über die Cassa di Mezzogiorno, mit denen die Latifundienbesitzer im Süden finanziert worden waren, konnten jetzt zumindest um den Anteil gekürzt werden, der auf diesem Umweg vielleicht auch zur Loyalitäts-Sicherung an die Armen ging. So begann der Aufstieg der Lega Nord.

In die Abrechnung mit der italienischen Nachkriegspolitik wurde der Antifaschismus, welcher sie angeblich beeinflußt habe, einbezogen. Mit Ausnahme des relativ kleinen Movimento Sociale Italiano (MSI), der immer noch nichts auf Mussolini kommen ließ, hatten sich nämlich die Parteien zugutegehalten, aus der Resistenza hervorgegangen zu sein. Fini, der Chef der neofaschistischen Alleanza Nazionale, rechnete ihnen vor: da liege der Fehler. In Wirklichkeit habe das Volk nämlich bis zur alliierten Landung von 1943 mehrheitlich hinter dem Duce gestanden, die Resistenza sei also ein bißchen nachgeschoben und fremdbestimmt gewesen. Auf jeden Fall könne Italien nicht ewig vom Antifaschismus leben, jetzt beginne die post-antifaschistische Epoche.

Merkwürdig mag erscheinen, daß bei der Generalrevision nicht auch die wichtigste Ideologie der italienischen bürgerlichen Politik abgeschafft wurde: der Antikommunismus. Im Gegenteil: Er erlebte jetzt einen neuen Aufschwung. Das sozialstaatliche Zubehör des alten Systems galt nämlich als kommunistisch, woran ja, bedenkt man seine Ursachen, auch etwas dran war.

Damals, um 1993, bekam in ganz Westeuropa das alte, einst von Gaetano Mosca und Vilfredo Pareto geprägte Wort von der »politischen Klasse« einen besonders üblen Klang, am meisten in Italien. Angeblich sollte das einfache Volk wieder mehr zu sagen haben, weshalb es zu einem Referendum gerufen wurde, unter anderem zwecks Änderung des Wahlrechts. Der reale Sinn war aber etwas anderes, nämlich: Wenn politische Macht ohnehin gekauft ist, dann sollte sie auch von den Großkunden direkt ausgeübt werden dürfen. So wurde Silvio Berlusconi 1994 Ministerpräsident. Seine wichtigsten Koalitionspartner waren die Lega Nord und die Neofaschisten.

2. Der hilfreiche Antifaschismus

Damit war das Fest vorbei, und die Rechnung wurde gebracht. Zahlkellner war Dini, früher stellvertretender Chef der Banca d(Italia, jetzt Schatzminister. Die Zeche beläuft sich auf Sanierung des Staatshaushalts durch Einsparen von Leistungen, die bisher den kleinen Leuten zugutegekommen waren, bei gleichzeitiger Beibehaltung der alten und Schaffung neuer Absahnmöglichkeiten für die Kapitalistenklasse (z.B. durch Privatisierungen). Als die Renten- und Pensionsfonds geschmälert werden sollten, fachten die Gewerkschaften, unterstützt vom PdS, außerparlamentarischen Protest an, und nachdem die Lega Nord abgesprungen war, mußte Berlusconi zurücktreten. Sein Nachfolger wurde – halten Sie sich fest – Dini. Das »Kabinett der unabhängigen Fachleute«, das er bildete, wurde vom PdS unterstützt, und er brachte jetzt sein Rentenpaket mit den Stimmen derselben Partei durch.

Wie ist das zu erklären? Antwort: Opportunismus und Antifaschismus. Noch als sie KPI hieß, hätte die »Demokratische Linkspartei« alles getan, um in die Regierung zu kommen. Warum sollte sie sich jetzt durch Rentenkürzungen auf diesem Weg aufhalten lassen? Allerdings stellte sich wieder einmal die Frage, weshalb man Linke Mitte wählen soll, wenn sie dasselbe tut wie die Rechte. Hier hilft das Argument des Antifaschismus.

Da Berlusconi mit Fini im Bund ist, wurde seine Bewegung als eine Art Nazi-Angelegenheit definiert. Der Anführer der Alleanza Nazionale tat ein weniges, um diese Beschuldigung abzuwehren. Auch er hatte seine alte Partei – den (MSI) – umbenannt, er distanzierte sich von Skin-Gewalt, und seine Interview-Äußerung, der Duce sei ein feiner Kerl gewesen, wiederholte er nicht mehr. Aber ebenso, wie Berlusconi 1993/94 die nichtexistente kommunistische Gefahr beschworen hatte, tat es jetzt D(Alema, der Leader des PdS, mit der faschistischen.

In Wirklichkeit unterscheiden sich Rechte und Linke Mitte in ganz anderen Punkten. Berlusconis und Finis »Pol der Freiheit« orientiert sich in der internationalen Politik stärker an den Vereinigten Staaten und zieht das US-amerikanische Präsidialsystem vor. Die »Linke Mitte« hält es außen- und verfassungspolitisch mehr mit der BRD. Beim »Umbau« der ökonomisch relevanten Staatsteile ist sie fixer bei der Hand als zumindest Fini, der an seine Klientel im Süden denken muß. Einflußreiche Kapitalisten und Firmen – Agnelli, Pirelli, De Benedetti, Mediobanca – unterstützen mittlerweile die »Linke Mitte«. Berlusconi ist für sie weniger Klassengenosse als *trouble-maker*. Die Fiat-Familie stellte mit Susanna Agnelli die Außenministerin in Dinis Kabinett.

Shooting Star des italienischen Kapitals aber wurde der Ökonomie-Professor Romano Prodi. Formell parteilos, war er 1978/79 Industrieminister in einem Kabinett Andreotti gewesen. Als Chef der Staatsholding IRI in den achtziger Jahren verdreifachte er deren Schulden. 1993/94 bekleidete er dieses Amt noch einmal, jetzt wg. Privatisierungen: Er sorgte dafür, daß die Passiva von den Steuerzahlern beglichen werden und 100.000 Leute ihren Job verloren. Außerdem organisierte er den Verkauf von Alfa Romeo (bisher Staatseigentum) an Fiat, obwohl ein besseres Angebot von Ford vorlag. Ein Alleanza-Minister in Berlusconis Kabinett nannte ihn als mögliches Mitglied der Europäischen Kommission. In seiner Eigenschaft als Professor in Bologna war er gern behilflich, damit seine Fakultät dem Spekulations-Guru George Soros den Doktorhut aufsetzte. Dessen Kunststücke haben angeblich dazu beigetragen, daß die Lira das Europäische Währungs-System verlassen mußte.*

Dini und Prodi gründeten jeder für sich eine eigene Liste und kombinierten sie mit PdS und den Grünen zur Wahlallianz »Ölbaum« (Ulivo). Da Berlusconis Minister sich mittlerweile von seinem bisherigen Herrn getrennt hatte, dieser aber mit Fini zusammenblieb, konnte »Ulivo« als antifaschistisch gelten. Das half.

Nach dem Sieg Prodis am 21. April stiegen die Börsenkurse. Dini flirtet heftig mit zwei christdemokratischen Restgruppen in Berlusconis Allianz. Prodi kündigte an, er wolle di Pietro zum Minister für Öffentliche Arbeiten machen. Der Fahnder, welcher als rechts gilt, war vorher schon von Fini und Berlusconi umworben worden, was sich dadurch erübrigte, daß sie nun das Kabinett nicht bilden werden. Der PdS ist zwar die stärkste Partei, hat aber, da er sich unwiderruflich aufs Dabeisein festgelegt hat, bei diesen Manövern nicht viel zu sagen.

3. Public enemy a.D.: Rifondazione comunista

Die Ölbaum-Bewegung hat weder die absolute noch die relative Mehrheit der Stimmen erhalten. Daß sie an Mandaten stärker ist als der »Freiheits-Pol«, verdankt sie dem neuen Wahlrecht. Bossis Lega Nord hatte sich keiner der beiden Sammlungen angeschlossen. Im Senat ist »Ulivo« auf Zuzug durch einige lebenslängliche Mitglieder dieses Gremiums angewiesen, in der Kammer auf die alt-eurokommunistische »Rifondazione Comunista«, welche 1991 den Weg zum PdS nicht mitgegangen war und jetzt auch außerhalb einer Regierung Prodi bleibt. Sie verlangte Arbeitszeitverkürzungen und die Wiedereinführung der »Scala mobile« und galt deshalb sofort als extremistisch. Prodi und »La Stampa« beschworen sie, doch nicht dadurch, daß sie Unmögliches verlange, machbare Reformen – nämlich die Sanierung des Staatshaushalts – zu verhindern.

Schließlich meldete die »Neue Zürcher Zeitung« vom 4./5. Mai: »Nach einem kurzen Treffen in den bescheidenen Büroräumen des ›Ulivo‹ hat der Führer der italienischen Altkommunisten, Fausto Bertinotti, bestätigt, seine Partei werde der Regierung Prodi das Vertrauen aussprechen.« Die gleitende Lohnskala ist keine Bedingung mehr. Weiter berichtet die

»NZZ«: »Rifondazione erhält in der Regierungserklärung indessen eine ›Ehrenmeldung‹: Sie wird namentlich als Trägerin der Regierung erwähnt.«

4. Tietmeyer, erwache!

Beim Studium der Zeitungen ist der Führer von Bündnis 90/Die Grünen, Fischer, offenbar zu dem Ergebnis gekommen, wieder einmal – nach der Gründung des Römischen Reichs, der Erfindung des Papsttums, der Renaissance, dem Marsch auf Rom und dem Eurokommunismus – könne von Italien gelernt werden. Immerhin wurde dort ein Problem gelöst, das er noch hat: Zu einer rotgrünen Bundesregierung fehlen bekanntlich auf absehbare Zeit die nötigen Stimmen für die SPD. Eine Koalition mit der CDU stößt gleich auf drei Hindernisse: Gegnerschaft in der eigenen Partei, Ablehnung bei der Union und neuerdings wieder die FDP. In einem Interview mit der »Frankfurter Rundschau« fragte Fischer: »Warum also nicht eine Prodi-Lösung versuchen? Eine unabhängige Persönlichkeit von hoher Wirtschaftskompetenz, die eben nicht im etablierten Politikbetrieb drin ist, ist mehrheitsfähig.« Sie solle ein Parteienbündnis unter Einschluß von Bündnis 90/Die Grünen führen.

Fischer nannte keine Namen. Hjalmar Schacht ist schon lange tot. Also wird Herr Tietmeyer von der Bundesbank ab sofort hart an sich arbeiten müssen.

*Vgl. Malcolm Sylvers: *Antifaschismus, Autoritarismus und politische Falschspieler. Überlegungen zur italienischen Politik heute.* In: *Antifaschismus.* Hrsg. von Frank Deppe, Georg Fülberth und Rainer Rilling, Heilbronn 1996, S. 560-569, hier: S. 566 f.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 4/96 über eine sozialdemokratische Soap opera

Konkret 06/96, S. 30

Winfried Wolf

Der Mörder ist immer der Oberst

Lockerbie und das »Auschwitz-im-Wüstensand« – Wie sich innerimperialistische Konkurrenz in die freie Wahl des ideellen Gesamtterroristen übersetzt

Erinnert sich noch jemand an den Abschuß des iranischen Airbus durch den US-amerikanischen Kreuzer»Vincennes« im Juli 1988 über dem Persischen Golf? Wohl kaum. Die 290 Opfer waren iranische Pilger und Pilgerinnen auf dem Weg nach Mekka. Teheraner Regierungskreise hatten damals »Rache am blutbefleckten Himmel« angekündigt.

Erinnert sich noch jemand an die Explosion des PanAm-Jumbos über Lockerbie, Schottland, am 21. Dezember 1988? Sicherlich! Immerhin handelte es sich um 259 »weiße« Opfer, die von Europa nach Nordamerika pilgerten; die Flugroute Frankfurt – London, London – Schottland – New York ist Westeuropäern vertraut.

Erinnert sich noch jemand an den Fast-Abschuß der Kohl-Regierung im Frühjahr 1989 anläßlich der Aufdeckung des deutschen Engagements beim Bau einer Giftgasfabrik in Rabta, Libyen? Unwahrscheinlich, da Kohl auch diese Krise »intelligent aussaß«. Immerhin gab es damals einige Aufregung über die CDU-CSU-FDP-Unterstützung für ein Regime, das u.a. zur Vernichtung des Staates Israel aufrief und von deutschen Unternehmen mit Kenntnis der Bundesregierung mit chemischen Massenvernichtungswaffen versorgt wurde. Damals schien eine von Linken unterstützte Kampagne erstaunlich erfolgreich zu sein. Innerhalb eines Vierteljahres gaben Genscher und Kohl klein bei und präsentierten einen regierungsamtlichen Bericht, in dem all die Schweinereien eingestanden wurden, die sie zunächst vehement abgestritten hatten.

Allerdings nahmen sich damals die Ressourcen linker Gruppen geradezu lächerlich aus im Vergleich mit den entscheidenden Kräften, die diese Kampagne betrieben: Da war die »New York Times«, deren Leitartikler William Safire am 2. Januar 1989 mit der Parole »Es gibt ein Auschwitz im libyschen Wüstensand« die publizistische Offensive gestartet hatte. Auch wenn dieses Engagement gegen die deutsche Regierung und deren Libyen-Deal durchaus berechtigt war, so müssen doch die einflußreichen ungebetenen »Bündnispartner« zu denken geben. Auf Basis gründlicher Recherchen zum Lockerbie-Attentat, die der britische »Guardian« Ende Juli 1995 veröffentlichte, und eigener Untersuchungen soll hier die Annahme begründet werden, es habe einen Zusammenhang zwischen den drei genannten Ereignissen gegeben, der durch die »neue Weltordnung« mit ihren alten Widersprüchen, etwa der Konkurrenz zwischen der Bundesrepublik und den USA, gestiftet worden ist.

Die bis Sommer 1990 geltende Version für das Lockerbie-Attentat lautete: Es wurde ausgeführt durch die Gruppe »Popular Front of the Liberation of Palestine – General Command« (PFLP-GC), die, angeführt von Ahmed Jibril und mit Sitz in Damaskus, enge Beziehungen zum Iran unterhalte. Letzten Endes habe es sich um die vom Teheraner Mullah-Regime angekündigte Rache für den Abschuß des Airbusses über dem Persischen Golf gehandelt. Seit dem Einmarsch des Irak in Kuweit im Sommer 1990 gilt als neue offizielle Version: Es handelte sich um ein von Libyen veranlaßtes und gesteuertes Attentat. Die Belege für die neue Version sind dürftig. Libyen hat mehrmals erklärt, daß die beiden Beschuldigten sich in einem neutralen Land einer gerichtlichen Auseinandersetzung stellen würden. Der schottische konservative Abgeordnete Allan Stewart erhielt in Tripolis sogar die Zusage, daß schottische Richter nach britischem Recht den Prozeß durchführen könnten – allerdings auf neutralem Boden. Stewart stieß im Londoner Unterhaus auf eine Mauer des Schweigens und legte sein Parlamentsmandat nieder. Die US- und die britische Regierung bestehen darauf, daß ein solcher Prozeß in den USA oder in Großbritannien stattfinden müsse.

Im übrigen hat der »Guardian« eine verblüffend einfache Frage gestellt: Warum beschuldigte die US-Regierung die beiden Angestellten der libyschen Fluggesellschaft erstmals namentlich, als diese sich in Libyen aufhielten? Warum wartete sie nicht ab, bis diese routinemäßig mit Air Libya im westlichen Ausland eintrafen, um sie dort zu verhaften und ihnen den Prozeß zu machen?

Dafür, daß seit Mitte 1990 wieder gilt: »Der Mörder ist immer der Oberst« (in Tripolis), gibt es eine einfache Erklärung: Nach dem irakischen Einmarsch in Kuweit und dem Beschluß des Westens, gegen den Irak einen für den Umgang mit der Dritten Welt exemplarischen Krieg zu führen, mußten Fronten begradigt werden: Syrien war als Kriegspartei gegen den Irak zu gewinnen, u.a. um die Bedrohung Israels zu reduzieren. Tatsächlich war die syrische Armee mit eigenen Truppen auf seiten des Westens am zweiten Golfkrieg beteiligt. Der »Guardian«: »Im November 1990 nahm Großbritannien sogar wieder diplomatische Beziehungen mit Syrien auf. Ahmed Jibril, den jeder für den für Lockerbie Verantwortlichen hielt, lebte immer noch in Damaskus. Der gleiche Diktator, Assad, war immer noch im Amt, er saß demselben terroristischen Regime vor, ließ dieselben Foltermethoden in seinen Gefängnissen anwenden ... Aber nun handelte es sich um einen Verbündeten des Westens ...«

Der Iran mußte isoliert werden. Tatsächlich hielt sich das Mullah-Regime aus diesem Konflikt heraus, obgleich der »Satan USA« vor der Haustür des Iran gegen ein Land mit mehrheitlich schiitischer Bevölkerung aufmarschierte. So hieß der ideelle Gesamtterrorist eben erneut Ghaddafi, von dem bereits Ronald Reagan hatte verlauten lassen, er werde ihm »die Eier abschneiden«. Seither gibt es einen Handelsboykott gegen Libyen. Daß aber auch der nicht ganz ernst gemeint sein kann, ist daran zu erkennen, daß ausgerechnet die Ölgeschäfte Libyens von diesem Boykott ausgeschlossen sind.

Bisher gibt es keine offizielle amtliche Untersuchung des Lockerbie-Attentats, geschweige denn ein Gerichtsverfahren, obgleich die Angehörigen der damals Getöteten und die Gesellschaft, bei welcher die Fluglinie PanAm versichert ist, dies fordern. Seit einem Telefonat, das US-Präsident Bush am 11. Januar 1989 mit der britischen Premierministerin Thatcher führte, wird der Fall »low key« gehandelt: Der ehemalige britische Transportminister Cecil Parkinson sagte in einer TV-Sendung, daß Thatcher eine Lockerbie-Untersuchung »abgeblockt« habe und nicht einmal sein Vorschlag, einem Richter des Obersten Gerichtshofs Einsicht in die Akten zu gewähren, akzeptiert worden ist. Das ganze Thema sei zur »closed area« erklärt worden.

Tatsächlich gibt es im Fall Lockerbie mindestens drei Fakten, die stutzig machen: –

Britische und US-Behörden erhielten mehrere Warnungen, denenzufolge auf ein US-Flugzeug ein Attentat geplant sei. Die präziseste Warnung, die der »Guardian« erst 1995 enthüllen konnte, erhielt eine US-Behörde am 2. Dezember 1988. Ihr Wortlaut: »Eine Gruppe von Palästinensern, die nicht mit der PLO assoziiert ist, plant Attacken auf US-Ziele in Europa. Diese Ziele sind spezifiziert als PanAm-Flugzeuge und US-Militärbasen.« –

Im Boeing-Jumbo befanden sich vier hohe US-Beamte, darunter, so u.a. das »Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt«, der »Leiter der CIA-Station in Beirut«. –

Unter den Trümmern des PanAm-Jumbos fand der Farmer Jim Wilson einen Koffer, »gefüllt mit Zellophan-Paketen mit weißem Puder«. Er ging davon aus, es handele sich um Drogen.

Die Warnungen wurden ignoriert. Die von der schottischen Polizei zusammengestellte Liste der identifizierten getöteten Passagiere wurde manipuliert. Der – beschlagnahmte – Koffer taucht in den dürftigen offiziellen Lockerbie-Berichten nicht mehr auf; der Name des Besitzers, der sich auf dem Koffer fand, ist auf der offiziellen Passagierliste nicht aufzufinden. Mehrere Reporter und Autoren, die diesen Spuren nachgingen, sowie der Arzt Dr. Fieldhouse, der gleich nach dem Unglück die Leichen identifiziert hatte, wurden bei ihren Recherchen behindert, von offiziellen Stellen in Großbritannien und in den USA bedroht und beruflich schikaniert.

Die US-Fluggesellschaft und deren Versicherung stellten eigene Nachforschungen an und beauftragten damit die New Yorker Agentur Interfor. Ein Jahr nach dem Attentat legte diese einen internen Bericht vor, dessen entscheidende Schlußfolge-rungen Paul Foot und John Ashton im »Guar-dian« folgendermaßen zusammenfaßten: –

Seit Sommer 1988 versuchte die US-Regierung, eine Reihe von in Beirut festgehaltenen US-Geiseln freizubekommen, und befand sich zu diesem Zweck in geheimen Verhandlungen mit den Entführern, denen Verbindungen zur PFLP-GC und nach Teheran nachgesagt wurden. Tatsächlich sprach Ronald Reagan kurz vor dem Lockerbie-Attentat vor der Uno von einer »bevorstehenden Lösung des Geiseldramas«. –

Als Gegenleistung war den Entführern gestattet worden, zwei Koffer mit Rauschgift per US-Jet in die USA zu transportieren und dort zu verkaufen. CIA-Personal eskortierte die heiße Fracht. Der Interfor-Bericht nennt den Namen eines CIA-Offiziers, Major Charles McKee, der gegen einen solchen Deal mit »narco-terrorists« protestiert habe. McKee wurde beim Lockerbie-Absturz getötet. –

Die Entführer in Beirut spielten ein doppeltes Spiel oder ermöglichten ein solches: In Frankfurt, wo die Koffer in den Zubringerflug nach London verladen wurden, konnte eine PFLP-GC-Gruppe einen der Rauschgift-Koffer gegen den Koffer austauschen, in dem sich die Bombe befand. Beide Koffer wurden in Frankfurt, wie mit den US-Stellen vereinbart, nicht untersucht. Tatsächlich meldete die »Frankfurter Rundschau« nach dem PanAm-Absturz, »mehrere Kilo Postsendungen« – es handelte sich um US-Militärpost – seien »nicht kontrolliert« worden.

Wenige Wochen vor dem Lockerbie-Attentat, im Oktober 1988, hatte das BKA mit der Aktion »Herbstlaub« einen Schlag gegen »palästinensische Terroristen« geführt: Bei Razzien in 16 Wohnungen (u.a. Sandweg, Frankfurt) fand man laut BKA »das größte Waffen- und Sprengstofflager, das je von Terroristen in der Bundesrepublik angelegt wurde« – u.a. 5 Kilogramm des Plastik-Sprengstoffes Semtex und einen Toshiba-Recorder, mit Semtex gefüllt und versehen mit einem Zünder, der in großer Flughöhe ausgelöst wird. Ein baugleicher Recorder mit demselben Sprengstoff präpariert – so die bis 1990 offizielle Version – soll den PanAm-Jet zerlegt haben. Von 16 verhafteten Personen wurden noch im gleichen Monat 14 wieder auf freien Fuß gesetzt. Gegen zwei erging Haftbefehl. Der führende Kopf, zunächst mit seinem Kriegsnamen Haj

Hafez Kassem Dalkamoni genannt, später als Hafez Kassem Hussein identifiziert, wird als Nummer 2 in der PFLP-GC-Hierarchie beschrieben. Er wurde 1991 zu 15 Jahren Haft verurteilt und sitzt in einem hessischen Gefängnis ein.

Dalkamoni und seiner Gruppe wurden gleich nach ihrer Festnahme u.a. Anschläge auf US-Militärzüge in den Jahren 1987 und 1988 zur Last gelegt. Es handelte sich übrigens um Aktionen, die zunächst der RAF zugeschrieben worden waren. Unter den Freigelassenen befand sich Marwan Khressat, von britischen Ermittlern als »Bombenbauer« bezeichnet. Höflich nennt der »Guardian« die raschen Freilassungen »mysteriös«. Die Autoren gehen – ebenso wie der Interfor-Bericht – davon aus, daß diese PfLP-GC-Leute oder eine mit ihnen zusammenhängende andere Gruppe in der BRD den Koffertausch auf dem Frankfurter Flughafen organisierte. Hierzu existieren Berichte, in denen Personen benannt werden, die beim Frankfurter Bodenpersonal arbeiteten und sich nach dem Lockerbie-Unglück über Zypern in den Nahen Osten absetzten.

Nach dem Lockerbie-Attentat klagten US- und britische Behörden über die mangelhafte Kooperationsbereitschaft deutscher Behörden. Unter anderem wollten britische und amerikanische Ermittler die Vorgänge auf dem Frankfurter Flughafen klären und dort verdächtige Personen verhören. Das wurde ihnen nicht gestattet. In einem BBC-Interview, das eine Woche nach dem PanAm-Absturz geführt wurde, wurde der Sprecher des Generalbundesanwalts, Alexander Prechtel, nach möglichen Zusammenhängen zwischen dem Bombenfund in Frankfurt, der Freilassung der »palästinensischen Terroristen« und dem Lockerbie-Attentat gefragt. Prechtels Antwort: »Gegenstand unseres Falles ist nicht der PanAm-Fall. Und sie wurden schon vor Monaten freigelassen, Ende Oktober. Es gab keine Beweise dafür, daß ein Bombenanschlag auf ein Flugzeug geplant war.« Prechtel erklärte dies nach dem Fund der Semtex-Bombe samt barometrischen Zeitzündern und der Feststellung, wer damit zu hantieren beabsichtigte: eine Gruppe, die Aktionen gegen US-Einrichtungen in der BRD durchgeführt hatte ...

Am 13. April 1989 kommt es in Neuss zu weiteren Razzien in Wohnungen, die u.a. dem freigelassenen PFLP-GC-Mann Khressat zugerechnet werden. Erneut werden Semtex und als Luftbomben präparierte Recorder sichergestellt, wie sie im Fall des Lockerbie-Attentats genutzt wurden. Der »Guardian« schlußfolgert 1995: »Jetzt hatte keiner mehr Zweifel, daß (der freigelassene) Khressat die Bombe gebaut hat, die den Weg in den PanAm-Jet fand.« Dabei scheinen die beiden Autoren noch nicht einmal gewußt zu haben, was der »Spiegel« bereits ein Jahr zuvor (Nr. 16/94) enthüllt hatte: Khressat war ein V-Mann des Bundesnachrichtendien-stes (BND). Der »Spiegel«-Bericht zitiert aus Protokollen von abgehörten Telefonaten Dalkamonis, die auf geplante Flugzeugattentate schließen ließen. So soll das Abhörprotokoll am 24. Oktober 1988 festgehalten haben, »daß Dalkamoni drei mechanische Wecker und möglicherweise einen Digitalwecker... kaufte«. Schließlich deckt das Blatt auf, Khressat werde verdächtigt, »1970 und 1972 zwei Anschläge auf Jets der Swissair und der israelischen El Al mit vorbereitet« zu haben.

Der »Spiegel«-Bericht ist ebenso aufschlußreich wie inkonsequent: Das kurz darauf erfolgende Lockerbie-Attentat wird nur en passant erwähnt; die Aktion selbst jedoch als »Desaster« bezeichnet.

Unsere Version des Tathergangs und seiner Vorgeschichte lautet demnach: Die US-Behörden schlugen Warnungen vor einem Attentat auf ein US-Verkehrsflugzeug in den Wind, weil sie sich aufgrund ihres internen Agreements mit der PFLP-GC sicher wähnten und die heiße Fracht selbst begleiteten. Jibrils PFLP-GC spielte jedoch ein doppeltes Spiel und nutzte die Chance, den iranischen Racheauftrag durchzuführen. Der Koffertausch wurde in Frankfurt durch eine Gruppe der PFLP-GC – oder durch eine mit Jibril verbundene Gruppe – vorgenommen. Deutsche Stellen wußten von solchen Planungen oder gar von dem Doppelspiel mehr, als sie den US-Behörden sagten. Andere mußten sehr genau informiert gewesen sein: Der südafrikanische Premier Pic Botha, der auf diesen Flug gebucht war, ließ kurzfristig umbuchen.

Wäre es so abgelaufen, dann hätte es nach Lockerbie zu erheblichen Spannungen zwischen der BRD und den USA kommen müssen. Genau dies ist feststellbar: Elf Tage nachdem der PanAm-Jumbo in knappen 10.000 Metern Höhe auseinandergebrochen war und wenige Tage nachdem deutsche und britische Zeitungen darüber berichtet hatten, daß die deutschen Behörden kein besonderes Engagement bei der Aufklärung der Vorgänge auf dem Frankfurter Flughafen erkennen ließen, erschien der bereits zitierte Artikel Willian Safires in der »New York Times«. Safire am 2. Januar 1989: »Germany can’t ignore Auschwitz-in-the-Sand.« Erstmals wurde eine größere Öffentlichkeit über die deutsche Unterstützung für eine Giftgasfabrik in Rabta, Libyen, informiert. Wochenlang tobte eine wahre internationale Medienschlacht, in die sich auch der »Spiegel«-Herausgeber Augstein mit allerlei nationalistischen Sottisen einschaltete.

Die Bundesregierung aber stritt alle Vorwürfe ab – um ein Vierteljahr später in einem Regierungsbericht alles zugeben zu müssen: Involviert in Rabta war keineswegs nur ein kleiner »Todeskrämer« namens Hippenstiel-Imhausen. Dessen Firma erhielt großzügige Regierungs-Subventionen. Und das Unternehmen, das das entscheidende Giftgas-Knowhow geliefert und dies konspirativ verschleiert hatte, war das Staatsunternehmen Salzgitter.

Der Zeitpunkt, zu dem in den USA die Berichterstattung über die Lybien-Connection der Deutschen gestartet wurde, war bewußt gewählt worden. Im Verlauf der Rabta-Untersuchungen wurde bekannt, daß die US-Regierung Bonn bereits seit mehreren Jahren auf die entstehende Giftgasfabrik in Rabta hingewiesen hatte. Einem Vertreter von Medico International

und mir übermittelte man schon im September 1988 alle wesentlichen Details der Rabta-Geschichte. Sie klang so unglaublich (oder war so heiß), daß sie niemand publizieren wollte.

Die deutsch-amerikanische Krise erreichte im Mai 1989 einen Höhepunkt. A.M. Rosenthal, früherer Chefredakteur der »New York Times«, schrieb damals Klartext zu den Hintergründen der Spannungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den USA: »Es ist diese Angst: Die Bundesrepublik wird die Bresche Gorbatschow benutzen, um auch in Mittel- und Osteuropa die führende Wirtschaftsmacht zu werden ... Dann ... werden die ostdeutschen Kommunisten ihre strengen Kontrollen über die dortige Halbnation lockern ... Die Lücke zwischen der west- und ostdeutschen Gesellschaft wird sich verengen. Die beiden deutschen Staaten werden Wiedervereinigung verlangen – und mit ihrer geballten Stärke und dem sowjetischen Partner auch erreichen ... Die deutsch-sowjetische Allianz wird keine militärische Macht einsetzen müssen, um sich Bahn zu brechen in der Welt ...«

Die innerimperialistische Konkurrenz, auf die Rosenthal hier aufmerksam machte, ist durch die »Wende« überdeckt worden. Die Regierungen in Washington, London und Paris mußten zähneknirschend den deutschen Gang der Geschichte hinnehmen.

Quellen:

Paul Foot und John Ashton, »Body of Evidence« in: »Guardian« vom 29.7.1995. BBC-Radio 2.1.1989, »The World at One« (Übersetzung durch Bundespresseamt 3.1.1989); Winfried Wolf, *Händler des Todes – Bundesdeutsche Rüstungs- und Giftgasexporte im Golfkrieg und nach Libyen*, Frankfurt/M. 1989; »Frankfurter Rundschau« 3.1.1988; »Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt« 6.1.1989; »Spiegel« 16/1994, 1/94, 2/1989, 19/89; »Süddeutsche Zeitung« 21.4.1989; »Die Welt« 7.1.1989; »Neue Ruhr Zeitung« 4.1.1989; »Observer« 30.7.1989; »International Herald Tribune« 10.10.1988; »Zeit« 6.1.1989.

Winfried Wolf schrieb in KONKRET 2 und 3/96 über deutsche Herrenmenschdiplomatie

Konkret 06/96, S. 32

Konkret-Redaktion

Lockerbie-Puzzle

Der nebenstehende Artikel wurde im September 1995 verfaßt. Er erschien damals in der »Sozialistischen Zeitung/SoZ« und – in einer Kurzfassung – in der »jungen Welt«. Der Autor war sich des abenteuerlich anmutenden Charakters seiner Thesen durchaus bewußt, hielt aber die Recherchen von Paul Foot und John Ashton vom britischen »Guardian« sowie die eigenen Nachforschungen für überzeugend.

Bis vor vier Wochen ist in der Bundesrepublik die These von der libyschen Urheberschaft des Attentats auf das PanAm-Passagierflugzeug über Lockerbie nicht bezweifelt worden. Anfang Mai hat nun »Focus« (Nr. 18/1996) zu dem Thema einen Artikel mit der Überschrift »Iran ordnete Lockerbie an« veröffentlicht.

Der Inhalt des Artikels ist bemerkenswert: Er bestätigt die Substanz der Beiträge von Foot/Ashton und Wolf: Die Sprengung der PanAm-Maschine sei von der »PFLP-Abspaltung General Command«, angeführt von Ahmed Jibril in Damaskus, im Auftrag des Iran und als Vergeltungsschlag für den vorausgegangenen Abschuß einer iranischen Passagiermaschine über dem persischen Golf im Sommer 1988 durch den US-Zerstörer »Vincennes« erfolgt. Als zusätzlichen Beleg brachte »Focus« ein ausführliches Interview mit einem »Referatsleiter des amerikanischen Geheimdienstes CIA«, der allerdings anonym blieb.

Die Behauptung einer libyschen Connection hingegen, so »Focus«, entstammte »knallhartem politischem Kalkül«: Washington sei es darum gegangen, Syrien für die US-»Friedenspolitik« im Nahen Osten und kurz danach als Bündnispartner im zweiten Golfkrieg zu gewinnen. Unter dieser Maßgabe sei Libyen »der ideale Sündenbock« gewesen. Auf die Frage, inwieweit in Zukunft »die Wahrheit über Lockerbie« verbreitet würde, antwortete der »CIA-Referatsleiter«: »Es ist sehr fraglich, ob sich meine Regierung von der Libyen-Version trennen kann. Zuviel ist seit 1991 passiert. Die Fronten sind absolut verhärtet. Das Embargo der Vereinten Nationen (gegen Libyen, d. Red.) hat viel Schaden angerichtet. Und Syrien? Das Land steht an der Schwelle zum Frieden mit Israel. Ich schließe nicht aus, daß dieser Friede mit dem Wissen um Lockerbie bezahlt wird.«

Der »Focus«-Artikel allein kann natürlich als Instrument in der – zum Teil noch verdeckten – Auseinandersetzung zwischen den beiden imperialistischen Mächten USA und der Bundesrepublik Deutschland interpretiert und genutzt werden. So ist es interessant, daß »Focus« auf die deutschen Verwicklungen in diese Angelegenheit erst gar nicht zu sprechen kommt – die Zuladung der Bombe in Frankfurt wird nur am Rande erwähnt, die vorausgegangenen Verhaftungen von Aktivisten der PFLP-GC-Gruppe auf deutschem Boden und ihre Freilassung werden ebenso verschwiegen wie die Tatsache, daß einer der damals Verhafteten ein V-Mann des BND war. Fügt man diese Fakten jedoch in das Puzzle ein, dann paßt die Affäre Lockerbie mit dem Skandal um Rabta erstaunlich gut zusammen.

Konkret 06/96, S. 34

Thomas Uwer

Aus den befreiten Gebieten IV

Welchem Kalkül folgt und wie funktioniert »Entwicklungspolitik«? Das Beispiel Irak

»Nachhaltige Entwicklung« und »Menschenrechte« haben sich in den vergangenen Jahren zu beliebten Ideologie-Maximen westlicher Außenpolitik gemausert. Nicht *sustainable development*, sondern *sustainable destruction* aber bestimmt die reale Entwicklung in den Ländern des Trikonts: eine Zerstörung aller sozialen und politischen Strukturen, die jeden Gedanken an eine eigenständige, »nachhaltige« Entwicklung obsolet macht. Während sogenannte Nongovernmental Organisations (NGOs) mit Regierungen über Nachhaltigkeit diskutieren, sorgen Handels- und Wirtschaftsblockaden, die gerne als Mittel zur Durchsetzung von Menschenrechten verkauft werden, dafür, daß sich eine weitreichende Strukturzerstörung auch in Ländern durchsetzt, deren Ressourcen bis dato noch nicht vollständig geplündert worden sind. Ein Beispiel hierfür ist der Irak. Fünf Jahre nach dem Ende des 2. Golfkriegs haben Wirtschaftsembargo und Baath-Diktatur aus dem einst wirtschaftlich reichen Land ein Katastrophengebiet gemacht, die Bevölkerung befindet sich in einer Lage, die eine weitere Verelendung kaum mehr zuläßt. Politisch blockiert das Embargo die Entwicklung einer Alternative zum Regime Saddam Husseins eher, als daß es seiner Schwächung diente.

Nach dem Ende des Golfkriegs, im Frühjahr 1991, befanden sich sowohl die Regierungen der Anti-Irak-Koalition als auch Saddam Hussein in einer prekären Situation. Die irakische Armee war aus Kuwait vertrieben, einige militärische Schlüsselstellungen waren zerstört, doch eine Alternative zu Hussein bot sich nicht an. Gleichzeitig waren überall im Irak spontane Aufstände gegen die Regierung ausgebrochen. Zorn und Verzweiflung der Bevölkerung entluden sich in Angriffen gegen die staatliche Repressionsmaschinerie, während die wenigen verbliebenen Oppositionsgruppen verzweifelt versuchten, den Aufstand zu organisieren. Rebellierende Verbände der Armee und gewöhnliche Kriminelle errichteten Checkpoints und bereicherten sich durch Plünderungen. Während im gesamten Land Chaos herrschte, führte die irakische Armee im kurdischen Nordirak eine brutale militärische Offensive durch. Die Bilder hungernder und frierender Kurden lösten international Empörung aus.

Diese Ereignisse sowie Berichte über die (vor allem auch: deutschen) Lieferungen von Waffensystemen und Fertigungsanlagen zur Giftgasproduktion während der langen Waffenbruderschaft Saddams mit westlichen Regierungen stellten den scheinbaren Erfolg der »Operation Wüstensturm« in Frage. Die Militärs hatten zwar ihre Ziele erreicht, der Propaganda des politischen Personals aber, das vorgab, einen Krieg gegen die Diktatur zu führen, wurden sie nicht gerecht. Dabei war das Ende Saddams greifbar nahe: In allen Teilen des Landes erhob sich die Bevölkerung gegen die Baath-Diktatur. Weder der Norden noch der Süden des Landes waren noch in der Hand regierungstreuer Truppen, selbst in Bagdad gab es »befreite« Stadtteile. Andauernde Kämpfe im Nordirak hätten der Staatsmacht die Kontrolle auch im Süden und im Zentrum das Landes entzogen – ein Problem für die Regierungen der Golfkriegs-Koalition, solange kein Ersatz für Hussein gefunden war.

Mit der Einrichtung einer Flugverbotszone im Nordirak fand sich eine Lösung, die beide Seiten zufriedenstellte und zudem die irakischen Kurden auf eine eigenständige Zukunft hoffen ließ. Husseins Republikanische Garden zogen sich zurück und überließen kurdischen Verbänden große Teile des Nordiraks, die Ölzentren Mossul und Kirkuk allerdings blieben unter der Kontrolle der Zentralregierung. Während die kurdischen Flüchtlinge in eine befreite Region zurückkehrten, schlugen die vereinten militärischen Kräfte des Regimes im Süden die Aufstände nieder. Wie tief der Bruch zwischen der Bevölkerung und dem Regime geht, zeigt die Tatsache, daß die großangelegten Offensiven des irakischen Militärs bis mindestens Ende 1994 fortgesetzt wurden. Im Süden konnten Husseins Soldaten eine ganze Region entvölkern, die während dieser Zeit via Aufklärungssatellit eine der am besten überwachten Regionen der Welt war. Über 400.000 Menschen flohen unter den Augen der internationalen Beobachter in den Iran, viele Tausende starben. Im kurdischen Nordirak wurden medienwirksam internationale Hilfsorganisationen aktiv, prominente Politiker besuchten die Region, und die französische Präsidentengattin Danielle Mitterrand verteilte Lebensmittelrationen.

Das Regime hatte zwar den kurdischen Nordirak verloren, konnte aber seine Macht erhalten, was auch den Regierungen der Golfkriegs-Koalition gelegen kam: Mehr als Hussein fürchteten sie den unkontrollierbaren Aufstand der irakischen Massen. In Ermangelung einer genehmen Alternative hielt man die langfristig geplante Absetzung Husseins nur nach einer vorübergehenden Stabilisierung des Regimes für möglich. Die Schwierigkeit der westlichen Irakpolitik besteht seither darin, Saddam Hussein im richtigen Moment zu stärken, ohne ihn erneut zu einer außenpolitischen Gefahr werden zu lassen. Die Grundlage dieser Politik ist die Wahrung des Status quo, d.h. die Aufrechterhaltung des Embargos bis zur Lösung der Machtfrage im Irak.

Im August 1995 suchten hohe irakische Regierungsvertreter und Militärs im benachbarten Jordanien Asyl. Die Minister und Generäle aus dem *inner circle* der Macht hatten sich unter Führung des Koordinators der irakischen Rüstungsindustrie,

Hussein Kamil, erfolglos gegen Saddam aufgelehnt und aus dem Staub gemacht, nachdem die Palastrevolte gescheitert war – für König Hussein von Jordanien ein Anlaß, dem Westen seine Zuverlässigkeit als Bündnispartner zu demonstrieren und die langjährigen guten Beziehungen zum Irak abzubrechen. Was in den westlichen Medien als Familiendrama behandelt wurde, stellte in Wirklichkeit die wohl gefährlichste Krise der irakischen Führung seit dem 2. Golfkrieg dar: Erstmals hatten sich Familienangehörige und Mitglieder des engsten Regierungskreises gegen Saddam Hussein erhoben. Daß die Gruppe der Abtrünnigen von Saddams Schwiegersohn Hussein Kamil angeführt wurde, war weniger familiäres Unglück, sondern stellte generell die Funktionsfähigkeit der auf Klientel- und Familienbanden beruhenden Führung Saddam Husseins in Frage. Die gesamte irakische Führung mußte umstrukturiert, die Entscheidungsfunktionen gänzlich auf Saddam und seine Söhne Qusay und Udai konzentriert werden, da niemand sonst mehr als verläßlich gelten konnte. Für eine kurze Zeit war das Regime nahezu paralysiert, ein Aufstand der bis dato regierungstreuen Stämme Zentraliraks oder des Militärs hätte sie wegfegen können. Damit wären im Irak jene Kräfte freigesetzt worden, die man auch hierzulande am meisten fürchtet: im Norden die Kurden, im Zentralirak feudale Stammesführer, im Süden die Schiiten und im Osten die im Iran ausgebildeten islamistischen Milizen.

Doch schon längst hatte man sich auf die kommende Regierungskrise im Irak eingestellt und alle Vorbereitungen getroffen, eine Implosion des Regimes zu verhindern. Das US-amerikanische Außenministerium drängte zügig auf einen Waffenstillstand zwischen den sich bekämpfenden irakisch-kurdischen Parteien im Nordirak und brachte die Parteiführer Anfang August 95 auf Kurs. Eine Vermittlerkommission des Pentagon bereiste die Region und konsultierte den übergelaufenen Leiter des irakischen Militärgeheimdienstes, Wafik Al-Samarai. Vertreter des US-Verteidigungsministeriums hatten bereits im Juni die militärischen Verbände des von Großbritannien und den USA protegierten Oppositionsbündnisses »Irakischer National Kongress« (INC) inspiziert. Jordanien wechselte das Lager und forderte eine Demokratisierung des Iraks. In der gesamten Golfregion wurden militärische Verbände zusammengezogen. Als die Regierung wieder Tritt gefaßt hatte, wurde zum Rückzug geblasen: Das Embargo wurde verlängert, die Dissidenten – unter ihnen keiner, der nicht an Massenhinrichtungen oder Giftgaskampagnen beteiligt war – durften sich auf Pressekonferenzen darüber mokieren, daß der Irak keine freien Wahlen kenne, und die Medien ergingen sich in Spekulationen über die Psyche der Herrscher-Familie. Im Herbst stellte der Westen Hussein dann eine Lockerung der Sanktionen in Aussicht.

Lediglich ein halbes Jahr später kehrten die Dissidenten in den Irak zurück. Für westliche Nachrichtendienste waren Hussein Kamil und seine Kollegen nur zeitweise interessant gewesen. Außerhalb des Iraks waren sie nutzlos, zumal sich selbst die von den USA und Großbritannien finanzierten Organisationen der irakischen Exilopposition weigerten, mit Leuten zu kooperieren, die Stützen des Regimes gewesen waren. Die Informationen, die sie über irakische Waffensysteme zu bieten hatten, boten für die Regierungen, die ja immerhin das gesamte irakische Waffenarsenal bzw. die entsprechende Fertigungsindustrie geliefert hatten, keine Neuigkeiten, sondern waren im Gegenteil so allgemein, daß u.a. die »New York Times« schon im Oktober den Verdacht hegte, es könne sich bei den Dissidenten um Doppelagenten handeln. Die Hauptprotagonisten um Hussein Kamil kehrten im Februar 96 in den Irak zurück und wurden, nur wenige Tage später, von einem staatlichen Killerkommando ermordet, während Saddam Hussein praktisch zeitgleich freie Wahlen versprach und selbst gleich vier Parteien gründete, darunter auch »die Grünen/Irak«.

Während die Verlängerung des Embargos den am Irak interessierten Regierungen einen erneuten Aufschub gewährt, gleitet die irakische Zivilbevölkerung immer tiefer in eine humanitäre Katastrophe. Sämtliche Wirtschaftsstrukturen des Landes sind in den vergangenen Jahren zusammengebrochen. Der Kurs der irakischen Währung lag im April 1995 bei 1.000 Dinar zu einem US-Dollar, im September schon bei 2.000 Dinar, während die Preise für Grundnahrungsmittel im selben Zeitraum um 60 Prozent stiegen. Zum Zeitpunkt der Verhängung des Embargos 1990 lag der Kurs bei 1,2 US-Dollar zu einem Dinar, 1980 sogar bei über drei Dollar zu einem Dinar. Das Gesundheitssystem ist überlastet und kaum noch funktionsfähig, die Produktion von Medikamenten brach aufgrund von Rohstoffmangel 1995 gänzlich zusammen. Mehr als zwei Millionen Menschen sind seit 1991 an Unterernährung und heilbaren Krankheiten gestorben. Die Kindersterblichkeitsrate ist förmlich explodiert, in den Städten haben sich Prostitution und Elendskriminalität breitgemacht. Um überleben zu können, wird alles verkauft, was auch nur einen minimalen Wert besitzt. Die Deindustrialisierung des Landes ist rapide fortgeschritten, bestehende Industrieanlagen sind wegen Ersatzteilmangels heruntergewirtschaftet und vor allem aus dem Nordirak fast sämtliche Maschinen über die Grenze in den Iran geschmuggelt worden. Der wirtschaftliche Zusammenbruch ist derart umfassend, daß es auch nach einer Aufhebung des Embargos Jahre dauern wird, bis im Irak ein Lebensniveau ähnlich dem vor 1990 möglich ist. Wirtschaftszweige wie die irakische pharmazeutische Industrie, die westlichen Pharmakonzernen bis 1990 einen großen Anteil des nahöstlichen Marktes abnehmen konnten, werden ohne westliche Hilfe, also auch Kontrolle durch westliche Konzerne, in Zukunft kaum arbeitsfähig sein. Weil das Abfedern der gröbsten Folgen des Embargos auf Dauer auch jenen zu teuer wird, die politisch am meisten an einer Verlängerung der Sanktionen interessiert sind, durften die UN 1995/96 gerade mal 10 Prozent jener als Minimum errechneten Mittel verwenden, die für eine flächendeckende Hilfe notwendig wären. Die wenigen Wohlstandsinseln der Herrscherclique bleiben von dieser Entwicklung relativ unberührt.

Die Folgen des Embargos aber gehen weit über die physische Verelendungder Bevölkerung hinaus. Der umfassenden Zerschlagung der Infrastrukturen nach dem Golfkrieg sind auch die sozialen und politischen Bindungen zum Opfer gefallen. Mit dem Zusammenbruch der Wirtschaft und aller staatlichen Sozialleistungen ist der gesamte städtische Mittelstand in bodenlose Armut abgerutscht. Davon ist auch die breite Schicht der staatlichen Bediensteten betroffen. Während vor dem Golfkrieg die ländliche Bevölkerung die Hauptlasten der einseitigen wirtschaftlichen Modernisierung des Iraks zu tragen hatte, gilt diese mittlerweile bereits als privilegiert, da wenigstens einige Grundnahrungsmittel in Subsistenz erwirtschaftet werden können. Die Masse der Verarmten teilt sich nicht mehr in Klassen, sondern längst nur noch entsprechend der regional verschiedenen Möglichkeiten zu überleben. Ihr steht eine kleine Gruppe Begünstigter gegenüber, die sich mit Eliteeinheiten und Geheimdiensten schützt, deren Mitglieder auf Gedeih und Verderb dem System ausgeliefert sind. Überleben werden sie nur, wenn Saddam Hussein überlebt oder einer aus ihren Reihen dessen Nachfolge antritt.

Geographisch hat dieser Prozeß zu einer Dreiteilung des Landes geführt. Seit 1991 sind große Teile der kurdischen Siedlungsgebiete des Nordiraks de facto autonom, die Militärkampagnen haben den schiitischen Südirak zum Ausnahmegebiet gemacht. Die Städte Basra, Amara und Nasrya stehen unter militärischer Kontrolle, ihre Bewohner werden schikaniert, wiederholt wurde die Verteilung der staatlichen Lebensmittelrationen eingestellt. Und während im Nordirak mehr als hundert internationale Organisationen arbeiten, engagieren sich im gesamten Zentral- und Südirak nur vier. Besonders brisant wird diese Teilung auch dadurch, daß sie entlang religiöser und ethnischer Linien verläuft und den laizistischen irakischen Staat in kurdische, schiitische und sunitische Regionen teilt. Die nach dem 2. Golfkrieg losbrechenden Aufstände im schiitischen Südirak, die sich in erster Linie gegen die politische Unterdrückung richteten, wurden als religiöser Konflikt mit der Herrscherclique aus dem sunnitischen Zentralirak dargestellt. Die Repressionen gegen die südirakischen Schiiten aber waren gerade im Irak nicht religiös, sondern politisch motiviert. Die Bevölkerung des armen, ländlichen Südens hatte sich, genau wie die des kurdischen Nordens, vor allem gegen den zentralistischen irakischen Staat und seine Repressionen gewehrt. Dieser Widerstand besitzt eine lange Tradition, innerhalb derer religiöse und sogenannte ethnische Konflikte nie eine Rolle gespielt haben.

Die Interpretation der irakischen Misere als eine ethnisch-religiöse folgt einem rein politischen Kalkül. In seinem Memorandum zur Irakkrise stellte König Hussein von Jordanien im Januar dieses Jahres ein Konzept vor, demzufolge die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen des Iraks erst dann in Frieden leben könnten, wenn sie nicht mehr miteinander leben müßten. Damit plädierte er dafür, den geostrategisch und wirtschaftlich für den gesamten Nahen Osten interessanten irakischen Nationalstaat abzuschaffen. Daß die Separierung des Iraks keineswegs aus ethnischen oder religiösen Rücksichten, sondern aus Gründen reiner Machtpolitik gewünscht wird, zeigt die Entwicklung der kurdischen Gebiete. Seit 1994 befinden sich die beiden größten kurdischen Parteien im Krieg miteinander und präsentieren modellhaft die zu befürchtende politische Zukunft des gesamten Iraks.

Die kurdischen Parteien, die nach der Abtrennung des Nordirak die Kontrolle über die Region übernahmen, haben sich rasch von Ambitionen verabschiedet, die das Regime in Bagdad gefährden könnten. Wissend, daß sie mit einer Unterstützung aus dem Ausland nicht ohne weiteres rechnen können, bauten sie auf die Sicherung dessen, was erreicht war, und auf die Möglichkeit, sich bei einer zukünftigen Neuorganisation des Iraks einen Platz am Verhandlungstisch zu sichern. Schon im Mai 1992 hatten erstmals freie Wahlen im kurdischen Nordirak stattgefunden. Die daraus hervorgegangene Regierung wurde zwar von keinem Staat der Welt anerkannt, die Schritte zur Demokratisierung und die Einrichtung eines eigenständigen kurdischen Parlamentes aber entsprachen durchaus dem Geist der Zeit und bescherten Irakisch-Kurdistan allerlei Zuspruch von westlichen Sympathisanten. Solidaritätskomitees rückten an, um Schulen aufzubauen, und internationale Hilfsorganisationen begannen mit großangelegten Rücksiedlungsprojekten, die in vielen die Hoffnung nährten, den Nothilfegeldern könne auch politische Unterstützung folgen. Diese Hoffnungen wurden bald enttäuscht. Das Embargo gilt weiterhin auch für die kurdischen Gebiete und hat eine soziale Entwicklung unmöglich gemacht. Große Teile der kurdischen Bevölkerung leben bis heute als Flüchtlinge in Notbehausungen oder in den verslumten Sammelstädten, in die sie infolge der jahrelangen Dorfzerstörungskampagnen der Zentralregierung umgesiedelt worden waren. Faktisch autonom, offiziell aber Teil des Iraks, blieb der kurdischen Regierung kaum politischer Handlungsspielraum: Veränderungen wären nur durch eine Änderung der gesamtirakischen Situation möglich, eine Einmischung in gesamtirakische Fragen allerdings hätte die Gefährdung des Status quo zur Folge.

Solange die irakischen Kurden abhängig von internationaler Hilfe sowie dem Grenzschmuggel zum Iran und der Türkei sind, genügt die Drohung, den Geldhahn abzudrehen und die Grenzen zu schließen, um die irakischen Kurden von weitergehenden politischen Ambitionen abzubringen. Statt dessen übernehmen archaische Stammes- und Clanstrukturen die Aufgaben der zerfallenden kurdischen Regierung. In die wiederaufgebauten Dörfer sind feudale Stammesführer eingezogen, die schon Saddam Hussein eine wichtige Stütze waren und jetzt die Einflußgebiete der kurdischen Parteien sichern. Diese Parteien regredierten zu regionalen Interessenverbänden, die sich um die Möglichkeiten zur Machtausübung und Bereicherung streiten. So scheiterte das Experiment Irakisch-Kurdistan, bevor es richtig in Gang kommen konnte.

1994 begannen die beiden größten Parteien – Kurdische Demokratische Partei (KDP) und Patriotische Union Kurdistans (PUK) – , sich untereinander zu bekämpfen. Seither ist die Region zweigeteilt, wobei sowohl KDP als auch PUK den von ihnen kontrollierten Teil mit gleicher diktatorischer Willkür regieren. Beide säubern ihren Machtbereich systematisch von Opposition und sozialen Bewegungen, wobei die Methoden, mit denen sie gegen Flüchtlingsinitiativen, unabhängige Kommunisten oder die Bauernbewegung vorgehen, an jene Saddam Husseins erinnern.

Daß die beiden Parteiführer Jalal Talabani (PUK) und Massud Barzani (KDP) bis auf weiteres die uneingeschränkten Beherrscher ihrer Landstriche und Dörfer bleiben werden, dafür sorgt auch das Embargo: Große Teile der Bevölkerung suchen vor der sozialen Katastrophe Schutz in Stammesverbänden und Klientelparteien. Wer einer der beiden Parteien angehört, wird wenigstens von dieser nicht erschossen. Die Ideen und Perspektiven dieser Parteien erschöpfen sich in nationalistischer Propaganda und der Kollaboration mit der Türkei und dem Iran.

Daß sich die Bedingungen für eine positive politische Entwicklung im Irak in naher Zukunft verbessern könnten, scheint ausgeschlossen. Die Teilung des Landes, wachsende Verelendung und der Zusammenbruch der Klassenstrukturen werden die Bevölkerung weiter in ein Elend treiben, in dem die Formulierung rationaler politischer Interessen dem schieren Wunsch zu überleben Platz macht und das womöglich in exzessive Banden- bzw. Stammeskriege mündet. Daß sich im Irak keine bindende oppositionelle Kraft entwickeln konnte, liegt auch in der Logik des seit mehr als 25 Jahren bestehenden Baath-Systems begründet. Saddam Hussein und sein Vorgänger Al-Bakr haben es verstanden, die Bevölkerung durch ein System staatlicher Restriktionen und Begünstigungen zu integrieren. Relativer Reichtum infolge der Verstaatlichung der Schlüsselindustrie und der Einrichtung eines an die Loyalität zum Baath-Staat gebundenen Wohlfahrtssystems verbanden sich mit extremer politischer Repression. Oppositionsparteien sind innerhalb des Iraks fast vollständig ausgeschaltet, die meisten existieren nur im Exil oder arbeiten im Untergrund. Die bedeutendste unter ihnen, die Kommunistische Partei Irak (ICP), hat sich durch ihre Kooperation mit dem Regime in den 70er Jahren nachhaltig diskreditiert. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß sie, nachdem die Baath-Partei die kommunistischen Massenorganisationen und Gewerkschaften übernommen hatte, in den Untergrund ging und ihre Mitglieder von der Regierung bis ins Exil erbarmungslos verfolgt wurden. Heute besteht ihre Rolle darin, ein Minimum an Zurückhaltung im Kampf der Parteien untereinander zu wahren und gelegentlich zwischen ihnen zu vermitteln. »Die objektiven Bedingungen sind gegeben, doch die subjektive Schwäche der Opposition verhindert einen Sturz Saddam Husseins«, beschrieb Abu Daoud, Generalsekretär der ICP, im Mai vergangenen Jahres die Lage. Das ist nicht mehr und nicht weniger als ein hilfloser Ausdruck guten Willens in einem Land, dem zur Zeit als realistische Alternativen zur sozialen Katastrophe lediglich Baath-Diktatur oder ein Bürgerkrieg afghanischen Zuschnitts gegeben sind.

Thomas Uwer ist Mitarbeiter der entwicklungspolitischen Organisation WADI e.V.

Konkret 06/96, S. 37

J□ rgen Els□ sser

In diesem Sinne PDS wird OVP

Haider heißt jetzt Wix, aus FPÖ wird F und aus PDS die OVP, die Ostdeutsche Volkspartei. Der Komödienstadl im Karl-Liebknecht-Haus präsentiert die ultimative Party: Tanz-den-Willy-Brandt, trompetet Parteivize Wolfgang Gehrcke den Närrinnen und Narrhalesen zu, doch die Pappnasen haben Bock auf etwas Deftigeres. Vor der Tür stehen ein paar braune Kameraden. Wolle mer se roilasse? Der Elferrat ruft Helau, und die Betriebskampfgruppe »Neues Deutschland« formiert sich zum Ententanz.

Auftritt Harald Buttler, PDS-Bürgermeister des Berliner Stadtbezirks Marzahn: Am 1. Mai 1996 demonstrieren 300 »Junge Nationaldemokraten« in Marzahn, B. wußte davon und hielt dicht. Seine Rechtfertigung: »Ach, wissen Sie, Faschisten! In Marzahn gibt es keine faschistische Szene mehr. Viele von denen sind inzwischen erwachsen und anständige Familienväter geworden. Natürlich kann ich die Forderung nicht teilen, Arbeitsplätze nur für die Deutschen zu schaffen. Aber Fakt ist auch, daß den deutschen Jugendlichen kein Arbeitsplatz hierzulande angeboten wird.«

Auftritt Christine Ostrowski: Am 7. Mai legt sie mit einem weiteren Spitzenpolitiker der PDS Dresden ein Papier vor, in dem sie sich mit B. solidarisiert und eine Neuausrichtung der PDS »nach dem strategischen Vorbild der CSU« fordert. »Die PDS muß nicht links von der SPD stehen«, heißt es da, das »bodenständige Kleinunternehmertum« soll ihre wirtschaftspolitische Zielgruppe und »Ideen, wie die neuen Ostunternehmer und ihre Beschäftigten gemeinsame Sache machen können« sollen ihr Anliegen sein. Für Frau O., die 1993 mit Spitzenfunktionären der verbotenen Nazi-Gruppe »Nationale Offensive« konferierte, sind radikale Linke »ein Fall für die Polizei«.

Das Projekt Zonen-CSU kommt voran: Bis Mitte Mai hat sich die Mehrheit des PDS-Landesvorstands Sachsen hinter Ostrowski gestellt, der PDS-Bundesvorstand schweigt vieldeutig. Die NPD-Jugend bedankte sich in einer Presseerklärung artig, daß Buttler durch seine »diskrete Handhabung« ermöglicht hat, daß ihre »Demonstration gewaltfrei durchgeführt werden konnte«.

Während einige Gutgläubige noch annehmen, in der PDS werde das Stück Realos gegen Fundis gegeben – ein langweiliges Remake der grünen Tortenschlachten aus den achtziger Jahren, mit Sahra in der Rolle von Jutta und Gregor als kleinem Joschka – , ist das Theater in Wirklichkeit schon längst zu Ende. Die traurigen Sozialdemokraten um Gysi, Bisky und die Brie-Brothers haben nur einen ernstzunehmenden innerparteilichen Gegner: die Nazi-Freunde in der PDS. Unter der Narrenkappe der »Diskussionsfreiheit« sind sie dabei, die Partei in ein Tollhaus zu verwandeln, in dem alles möglich ist.

Konkret 06/96, S. 37

Frieder Kern

In diesem Sinne
Die Zeugen Yeboahs

Die Oberbürgermeisterin (CDU) war fassungslos, der Sportdezernentin (SPD) kamen die Tränen, und selbst der Kämmerer (Die Grünen) war betroffen. Aus der Bundesliga abgestiegen ist die Eintracht, eine Mannschaft aus Frankfurt, die Fußball spielt. »Rund der Ball, viereckig das Land / gleich dem Bild von Erde und Himmel. / Der Ball fliegt über uns wie der Mond / während sich zwei Mannschaften gegenüberstehen / Spielführer sind ernannt und halten Platz / nach unveränderlichen Regeln / keinen Platz gibt es für Parteilichkeit / dafür herrscht Entschluß und kaltes Blut / ohne jede Irrung und Unterlassung / und wenn dies für das Fußballspiel notwendig ist / um wieviel mehr muß es für den Kampf des Lebens sein.«

Li Yu, ein Philosoph, hat so die schönste Nebensache der Welt beschrieben, damals, im ersten Jahrhundert nach Christus. Meine Freundin Anne, die dem Uwe-Bein-Fan-Club »Traumpaß« angehört, irrt, wenn sie befürchtet, zu dieser Zeit hätte man in China gegen Köpfe erschlagener Feinde getreten. Recht aber hat sie mit der Feststellung, daß man heute mit den Köpfen geschaßter Trainer spielt. »No time for loosers, cause we are the champions of the world...«

Scheidung am Riederwald von denen mit »s« am Ende: Der rotlichtige Präsident Ohms und sein Schatzmeister Erbs haben ausgefahren: Ihre zwei schweren, schwarzen Limousinen stehen herrenlos auf dem Parkplatz vor dem maroden Vereinsgebäude. Bernd Hölzenbein, König der Fehleinkäufer, übt Selbstkritik und kürzt eilends seine Bezüge um zwei Drittel – was man bei über dreihunderttausend Mark im Jahr schon mal machen kann.

Vom Geld, das durch Hölzenbeins Verzicht erhalten bleibt, wird, davon muß man ausgehen, denen mal wieder nichts bleiben, die um ihre Arbeit gebracht werden, weil Fußballspieler das Tor nicht getroffen haben. Es wird wieder die Letzten treffen, die im Verein, die Beschäftigten in der Gastronomie und im Devotionalienhandel. Sie werden, obwohl sie getroffen haben, bald auf der Straße stehen und mit all den anderen »Zeugen Yeboahs« auf die Frage »Oh alte Eintracht Herrlichkeit, wohin bist du entschwunden?« Stein und Bein schwören: mit Tony (Yeboah) nach England, mit Uwe (Bein) nach Japan, mit Mauri (Gaudino) nach Mexiko, doch lange noch wird man im weiten Rund des Waldstadions darüber rätseln, warum ausgerechnet Herr Heynckes, dessen Umerziehungskonzept den Spielwitz mitsamt den dazugehörenden Ballkünstlern aus der Mannschaft getrieben hat, warum ausgerechnet er als einziger Trainer der Frankfurter Eintracht in aller Ruhe arbeiten konnte – und das am Programm »Elf Rasenmäher sollt ihr sein«. Dafür können wir in der kommenden Saison die Eintracht live im Fernsehen sehen, montags im DSF, Bundesliga die Zweite, und wissen’s ihm nicht zu danken.

Konkret 06/96, S. 37

Rolf Surmann

In diesem Sinne
Was Recht war...

Auch am 8. Mai 1996 hat der Bundestag es trotz allgemeiner Versprechungen nicht über sich gebracht, die Urteile der NS-Militärjustiz für nichtig zu erklären. Dabei war man den Rechten im Regierungslager weit entgegengekommen. Über den Unrechtscharakter der NS-Justiz sollte gar nicht mehr geredet werden, für die blutigen Konsequenzen ihres Volksgemeinschafts- und Kriegsrausches wollten die zuständigen Richter sowieso niemand mehr zur Rechenschaft ziehen. Dennoch: zu einer »pauschalen« Distanzierung von den NS-Urteilen war die Mehrheit des Bundestags nicht bereit.

Natürlich haben die Konservativen grundsätzlich keine Probleme mit Pauschalisierungen. Als sie die Urteile der DDR-Justiz aus den 50er Jahren aufhoben, hat es sie nicht gekümmert, wieviel Nazi-Verbrechern sie einen späten »Persilschein« ausstellten. Mit ihren im Fall der NS-Urteile bloß vorgeschobenen Skrupeln soll tatsächlich auch nur die prinzipielle Rechtmäßigkeit der NS-Terrorjustiz behauptet werden. Lediglich »Auswüchse« wollen sie nicht akzeptieren. Die Institution NS-Militärjustiz wird damit vor Schaden bewahrt und das Bild von der »sauberen« Wehrmacht aufrechterhalten.

Doch sowohl das Offizierskorps der Wehrmacht wie auch ihre Justiz waren ein Refugium der Konservativen. Sie von der Verantwortung für die Verbrechen der NS-Zeit freizusprechen heißt auch, die deutsche Rechte hiervon zu entlasten. Die jährlichen Gedenkrituale am 20. Juli zum Beispiel wären sonst kaum möglich. Diese Geschichtsinterpretation hat Zukunft. Kohl etwa wird nicht müde zu betonen, das »Vermächtnis« des 20. Juli sei Rechtsstaatlichkeit. Adorno hat einmal vermerkt, das Nachleben des Nationalsozialismus in der Demokratie sei potentiell bedrohlicher als das Fortleben faschistischer Tendenzen gegen die Demokratie.

Konkret 06/96, S. 38

Jürgen Roth, Oliver Tolmein, Rayk Wieland, René Martens, Wiglaf Droste, Knud Kohr

Kunst & Gewerbe

Dichter, Dramatiker

Nach der Studie eines britischen Psychiaters überlasten Schriftsteller durch ihre Vorstellungskraft das Gehirn und leiden deshalb häufig unter psychischen Problemen. Wie das *British Journal of Psychiatry* berichtete, untersuchte Psychiater Felix Post 100 US-amerikanische und britische Autoren. Unter Psychosen und Depressionen litten demzufolge 80 Prozent der Dichter, 80,5 Prozent der Romanschreiber und 87,5 Prozent der Verfasser von Dramen. Post stellte außerdem fest, daß 31 Prozent der Dichter Alkoholiker seien (Dramatiker: 54 Prozent). Außerdem lebten Dichter länger, ließen sich weniger oft scheiden, seien aber auch häufig Opfer heftiger Stimmungswechsel.

AFP

Höherer Schleim

Wenn sich die Hetzer der Yellow-Press das Maul zerreißen, ist auch der Boden fürs gehobenere Feuilleton irgendwann bereitet. Dort wartet man ab, welch schmierige Infamien, Gemeinheiten und Abgeschmacktheiten serviert werden, um schließlich aus gebührender Distanz distinguiert Position zu beziehen. Die aus einer scheinbar informierten, zuweilen gar sympathisierenden Stellungnahme sprechende Bedachtheit gleicht sich der Häme so weit an, daß kaum mehr zu entscheiden ist, was einen ekelhafter angeht: die notgeile »Enthüllung« oder der schleimige Besinnungsaufsatz.

Hätte sich das Liberalenblatt »Frankfurter Rundschau« nicht eingeschaltet, über die in einen eklatanten Fall von Pressejauchewesen mutierten Nachkartereien zur Entführung von Jan Philipp Reemstma wäre konsequent zu schweigen. Thomas E. Schmidts Porträt »Verbindlich, aber hartnäckig« (29.4.) jedoch ist von einer solch schamlosen Angeberei und einem solch mühsam gezügelten Neid auf die Sensationsmacher, daß man sich fragt, ob nicht doch selbst dort, wo man Reste von Fingerspitzengefühl und Zurückhaltung vermutete – in der geruhsamen liberalen Presse nämlich – , mittlerweile der schiere Wahn grassiert. Als hätte er, durch welche Kanäle auch immer informiert, den Nachruf schon parat gehabt, zieht der feine Mensch ein Stück Papier aus seiner knarzenden Schublade, modelt das Tempus ins Präsens um und liefert ein rundes Reemtsma-Personenbild ab, in dem möglicherweise nicht allzuviele Unwahrheiten, aber doch zahllose Frechheiten Unterschlupf finden konnten.

Wem will Schmidt imponieren, wenn er über Reemtsmas Jugend zu urteilen sich anschickt, »es kann keine verträumte nabokovsche Jugend gewesen sein«? Wie und wo hat er in Erfahrung gebracht, es sei »die Phase« gewesen, »in der ein Entschluß reifte, einen lebensgeschichtlichen Bruch zu vollziehen: anders zu leben – und nicht nur mäzenatisch das Gute in der Welt zu befördern«? Muß man das wissen? Ist es die gefallsüchtige Anspielung auf den Bildungsroman, die zum Nachdenken anregen soll? Und was heißt »anders leben«? Lauert Schmidt bei Reemtsmas hinter der Couch und sagt es halt einfach nicht?

Fragen, die verblassen vor einer der liebsten Übungen des linksliberalen Feuilletons, der Analogie. Wenn sie schon allesamt sonst nichts mehr wissen, dann hat man wenigstens noch eine Adorno-Wendung parat, die sich gezielt als Resümee plazieren läßt und einen Vorgang, der für alle Betroffenen nur Leid und Schrecken bedeuten kann, mit den Weihen der höheren Entrüstung versieht. »Mit den Mitteln der Sozialforschung« – nein, nicht wollte, sondern – »will Reemtsma die gewaltige Schattenseite des Säkulums beleuchten ... Nun ist er, trotz glücklichen Ausgangs, auf jene Schattenseite gezogen worden. Erschreckend das Foto der Entführer auf die Familie, auf dem das Opfer eine Zeitung halten muß, während das Gesicht ausgelöscht ist. >Es liegt im Mechanismus der >pathischen Projektion<, schrieb Adorno, >daß die Gewalthaber als Menschen nur ihr eigenes Spiegelbild wahrnehmen ... Was nicht als Mensch gesehen wurde und doch Mensch ist, wird zum Ding gemacht, damit es durch keine Regung den manischen Blick mehr widerlegen kann.<«

Das paßt so sehr, daß man sprachlos werden könnte. Die Schmöcke jedenfalls sind endgültig unter sich.

Jürgen Roth

Kälte im Kopf

Während die Polizei trotz aller Anstrengungen im Entführungsfall Reemtsma weitgehend orientierungslos zu sein scheint, hat die vierte deutsche Staatsgewalt längst die Witterung der Verbrecher aufgenommen. Besonders weit hat es dabei der »Stern« gebracht: Das »Böse«, wozu zweifelsohne auch die Gruppe der Reemtsma-Entführer zu zählen ist, hat einen stechenden Blick, giftgrüne Augen, dichte Brauen und zahlreiche Falten. Zwar notiert der Autor der Titelgeschichte »Auf der Spur des Bösen – Wissenschaftler enträtseln den Trieb zum Verbrechen« die Erkenntnis eines US-Psychologen über

»Psychopathen«: »Man erkennt sie aber nicht auf den ersten Blick.« Aber gewisse Zweifel an dieser zurückhaltenden Einschätzung scheinen doch angebracht: Nicht nur daß der »Blick in den Kopf eines Totschlägers« wirklich tristgraubraune Perspektiven eröffnet, auch die doppelseitig aufgemachte Computertomographie vom Gehirn eines »Psychopathen – sie sind besonders gefährlich« zeigt so klar und eindeutig die »Kälte im Kopf«, daß sich als vernünftige Konsequenz geradezu aufdrängt, Reihenuntersuchungen durchzuführen.

Aber vielleicht ist das gar nicht nötig. »Stern«-Autor Ochmann hat noch andere bahnbrechende Erkenntnisse aufbereitet, die die Jagd nach dem Bösen kostengünstiger gestalten können: »Mehrere Untersuchungen zeigten, daß Lehrer und Gleichaltrige schon bei Achtjährigen mit durchschnittlich 60prozentiger Sicherheit voraussagen konnten, wer später eine Gewalttat begehen würde.« Da Achtjährige bekanntlich für ein Taschengeld von durchschnittlich 0,6 Prozent eines Knasttagessatzes bereit sind, stundenlang mit der Polizei zusammenzuarbeiten, um das kriminelle Potential von Gleichaltrigen abzuschätzen, ließe sich hier im Rahmen eines Generationenvertrages kostengünstig ein gigantisches Präventionsprogramm auf den Weg bringen. Zumal es, laut Ochmann, noch weitere leicht nutzbare Erkenntnisse der Kriminalbiologie gibt: »Vielleicht ist es kein Zufall, daß die etwa aus Spielfilmen bekannte >typische Verbrechervisage< nicht die eines zierlichen Schwächlings ist, sondern eher grobe Züge mit kräftigen Bartstoppeln trägt.« Vielleicht nicht – zumal die Wissenschaft auch noch festgestellt hat, daß Gewalttaten »zu 90 Prozent von Männern begangen werden« und die »Täter besonders oft jung sind« – was bekanntlich beides, ebenso wie kräftige Bartstoppeln, 100prozentig vererbte biologische Merkmale sind.

Die Bartstoppeln sind aber noch aus anderem Grund wichtig: Keineswegs will der »Stern« nämlich, daß die Kriminalbiologen als Deterministen kritisiert werden. Kriminelle Veranlagung, ist sie erstmal identifiziert, kann nämlich durch harte Strafen gerichtet werden; Ochmann-Kronzeuge Eysenck – jaja, der Psychologe, der in den 70ern unter Zuhilfenahme erfundener Statistiken seines Kollegen Sir Cyril Burt eindrucksvoll nachgewiesen hat, daß Schwarze dümmer sind als Weiße – empfiehlt die Prügelstrafe. Oder, mit den Worten eines anderen Forschers: »Auch jemand, der eine Veranlagung zum Bluthochdruck hat, (kann) durch eine angemessene Ernährung und Bewegung einer Erkrankung vorbeugen.«

Wir empfehlen im Fall des Bösen: Rasieren. Und verabschieden uns mit einem besonders überzeugenden Beispiel dafür, daß wir wirklich »zum Bösen geboren« worden sind: »Bei der Untersuchung von über 4.000 amerikanischen Jungen fand Raine, daß Kinder, die früh geschlagen worden waren und bei deren Geburt es Komplikationen gegeben hatte, sich dreimal häufiger zu gewalttätigen Kriminellen entwickeln als Altersgenossen ohne solche Probleme.«

Oliver Tolmein

Deutschlatein

»Viel edles Wortmaterial«, so hat es Eckhard Henscheid in der »NZZ« (22.3.) kundgetan, »machte in den letzten Jahren die deutsche Gegenwartsliteratur gleichsam klingender«, und fürwahr ist, so man seinem kleinen Latinum, womöglich gar Graecum, trauen möchte, mit Monika Marons *Animal triste*, Christoph Ransmayrs *Morbus Kitahara*, Peter Roseis Romantrilogie *Persona*, Raoul Schrotts *Finis terrae* und Christa Wolfs *Medea*, nicht zu vergessen Viktor Klemperers Lebenserinnerungen *Curriculum vitae* und Helmut Kraussers *Thanatos*, allein in diesem Jahr nicht wenig schweres Bildungsfrachtgut in die Regale geschoben worden. Nicht leicht zu klären ist, warum. Sollte mit derlei elitärer Exklusivität in Sachen Titelgebung der Kreis der potentiellen Leser von vornherein eingeschränkt, ein neuerdings erhöhtes Bildungsniveau signalisiert oder gar eine Art allgemeiner klassisch-endzeitmäßiger Kulturtrend Richtung Gesellschaftsabgrund angedeutet sein, oder ist vielleicht, wieder einmal, im heimischen Idiom der vielberedete Mangel an Worten zu beklagen, oder aber was? Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation, das nächste, schon heraufziehende, mit feiner Künstlernase gewitterte? Quo vadis, Germania, wollte man ausrufen, wenn auch dies nicht schon geschehen wäre: 1989 im Herbst (oder war□s Winter? Frühjahr?), von Sommer (Theo). O Zeit!

Rayk Wieland

Todesarten

Es gebe 50 Arten, den Lover zu verlassen, hat der Kuschelrocker Paul Simon einmal gesungen. Dieser Songtitel ist das Leitmotiv für eine Reihe bösartiger Kinder-Handbücher, die das Hamburger Comic-Zeichnerduo Nillosan geplant hat. Zum Auftakt der Serie »Lebenshilfe für unsere Kleinen« veröffentlichen die beiden *50 Ways To Kill Your Mother* – das ideale Geschenk nicht nur für geplagte Kinder, sondern für alle Menschen, die es bisher nicht geschafft haben, ihrer Mutter die Gemeinheiten heimzuzahlen. In 50 Bildern demonstriert ein schemenhaft gezeichnetes Mädchen vergnügt blutige und nicht so blutige Tötungsarten: Sie grillt die Mutter, ertränkt sie in der Kaffeetasse, zermalmt ihren Kopf im Schraubstock oder schneidet ihn auf einem Teller in leckere Scheibchen. Erfreulich, daß der Verlag Jochen Enterprises die finanziell bescheidenen Mittel der Zielgruppe bedacht hat: Das DIN-A6-Heft kostet taschengeldgerechte sieben Mark.

René Martens

Unterwelt der Gefühle

»Macht unsere Bücher billiger!« lautet eine von Kurt Tucholskys bekannteren Forderungen, und 61 Jahre nach seinem Selbstmord im schwedischen Exil ist sie zumindest punktuell eingelöst worden. Weil es nämlich seit 50 Jahren Rowohlts Rotationsromane gibt, bringt rororo zum Jubiläum 50 Bücher zum Preis von zwei Mark heraus, je 128 Seiten dick und im praktischen DIN-A6-Arschtaschenformat. Anais Nin ist mit von der Partie, Mascha Kaléko, Jack Kerouac, Rolf Dieter Brinkmann, erstaunlicherweise aber auch ein paar lebende Autoren, mit Helmut Krausser sogar ein richtig junger, und – Kurt Tucholsky.

Die Unterwelt der Gefühle heißt das Bändchen, versammelt Gedichte, Lieder und Prosastücke, prima, denkt man, aber wenn man den Verlagstext auf dem Buchrücken liest – »Mit feiner, spitzer Feder schreibt Tucholsky über Lüste und Leidenschaften, über Irrungen und Wirrungen des Begehrens« – , dann hilft nur noch die Flucht in den Kalauer: Puuh, das kann ja Eiter werden.

Und wird es auch. Denn das zentrale Stück des Büchleins ist *Rheinsberg – ein Bilderbuch für Verliebte*, das allseits beliebte Geplärr von Wölfchen und Claire, ein schwerer Stiefel Schmand, dessen Reiz und Charme darin bestehen soll, daß die Protagonistin pausenlos ein bemühtes, gedrechseltes und aufgesetztes Kinderkauderwelsch spricht, über das ihr jugendlicher Liebhaber seltsamerweise auch noch vor Glück ganz aus dem Häuschen gerät: »Wölfchen, paß ma auf; da war ich noch□n kleiner Mädchen, und da bin ich bei meine Freundin, die Alice gegangen«, undsoweiter, eititei, und man schlägt drei Kreuze, daß man einer solchen Grauensperson niemals hat im Leben begegnen müssen. Ach, schiete ist das und schäbig, daß Rowohlt als hochaufgelegtes und billiges Tucholsky-Buch nun ausgerechnet den Guter-alter-Onkel-Tucho-Käse herausbringt. Denn nachdem Kurt Tucholsky in den 70er und 80er Jahren von den Phrasenlinken, gegen die er zu Lebzeiten ja auch wild polemisiert hat, als Dorfheiliger eingemeindet worden war – ich sage nur: Rezitationsabende mit Lutz Görner! – , kann man sich mit einem Tucholsky-Band in den 90ern wieder auf eine Parkbank setzen, ohne fürchten zu müssen, sogleich von Gesinnungsheinis mit einem verständnisinnigen »Aaah Tucho! Kennick ooch!« angebrüdert zu werden. Man hat ihn ziemlich für sich, denn die Mitmacherlinken haben sich verdrückt, und den Ich-habe-immer-schon-recht-gehabt!-Sektenfreddies, den Parvenüs, die »Schampus!« sagen mit Hedonismus verwechseln, kurz: all den linken Figuren, die kraft ihrer Doofheit und Ekelhaftigkeit die Linke nachhaltiger denunziert haben als alle Rechten zusammen, denen taugt Tucholsky nichts, denn er ist nicht dumm genug, daß sie sich in ihm spiegeln könnten (und nur darum geht□s ihnen ja).

Wer aber Formulierungen wie »mit spitzer Feder«, »Karawane des sozialen Abrisses«, »Aber hallo«, »neuer Wein in alten Schläuchen« u.v.ä.m. ebenso von Herzen haßt wie Vaterländerei, Präpotenz und staatlich verordnetes Totmachen, der soll zum Nutzen und zur Freude Tucholsky lesen. Aber nicht *Rheinsberg*.

Wiglaf Droste

Alles Banane

Ich brauche dringend einen Internet-Anschluß, und ein Handy muß ich mir auch kaufen, denn man muß jetzt unbedingt Position beziehen. Warum? Weil Joseph von Westphalen gegen »das Gefasel von der Allmacht der neuen Medien« wettert und gegen die »Mystifikation« der Computervernetzung. Und wenn Joseph von Westphalen dagegen ist, bin ich dafür. »Gegen solch eine Hysterie hilft nur ein Gegenschlagwort: Letztlich wird unser Dasein durch das Internet so wenig verändert wie durch die Banane«, schreibt von Westphalen in der aktuellen Doppelnummer eines Blatthaufens namens »PlKONKRETnet«. Und zwei Absätze später müssen erneut die Südfrüchte als Vergleich herhalten: »Das Handy kommt mit seinem gebogenen Design der urmenschlichen Vorliebe für Bananen entgegen. Kulturpsychoanalytisch sind die Handies nichts anders als Bananen mit erweiterter Funktion. Werden gern von Affen benutzt.« Höhöho! Handy-Benutzer sind Affen – ist ja echt frech, dieser Westphalen! Als »Polemik« ist sein Text rubriziert, in dem des weiteren von »plemplem Amerika« und »obszönen Interaktivitäten« die Rede ist, und in der Autorenzeile wird der Handy-Gegner dann auch noch »freier Polemiker« geheißen. Je öfter ich diesen Von-Westphalen-Text lese, umso klarer sehe ich: Solche Polemiken kann nur die Computer- und Telekommunikationsindustrie selbst in Auftrag gegeben haben, auf daß jeder Mensch mit Geschmack und Verstand sich angewidert von Joseph von Westphalen und anderen »Kopfwacklern« (Rayk Wieland) abwende und sofort in neue Medien investiere.

René Martens

Die aktuelle Besinnung

Liebe Leser! Der Tod stimmt mich ganz aktuell besinnlich, und zwar der Tod eines Mannes, der mit 31 Jahren reichlich früh und mit 115 Kilogramm reichlich schwer von uns ging. Der Mann hieß Andreas Münzer, und seine Profession war das professionelle Bodybuilding. Münzer starb am 14. März trotz zweitägiger intensiv-medizinischer Behandlung in einem Münchner Krankenhaus nach Genuß eines Medikamentencocktails aus Kälbermastmitteln und chemischen Wachstumshormonen an multifunktionalem Organversagen mit einhergehender Leberauflösung. Diese Tatsache brachte ihm zwar den zweifelhaften Ruhm einer reißerischen »Spiegel«-Titelgeschichte ein, seine Leistung als Künstler, als Todeskünstler sozusagen, blieb leider bisher unbesungen.

Schon höre ich die ersten von Ihnen murren, liebe Leser. »Was soll denn das für Kunst sein? Wenn einer den kleinen Kälbchen das Mastmittel wegfrißt, um seinen Bizeps auf 60 Zentimeter Umfang aufzupumpen? Und dabei noch jede Menge chemischer Wachstumshormone vertilgt, die an anderen Ecken der Welt derart fehlen, daß beispielsweise die Pygmäen auf unabsehbare Zeit keinen Hochsprung-Weltrekordler hervorbringen werden?«

Nun ist aber gut, liebe Leser, rufe ich Ihnen zu. Denn immerhin krepierte Münzer nicht wie ein Hund, sondern wählte sich als Todesart das multifunktionale Organversagen mit einhergehender Leberauflösung, mithin eine Art des Ablebens, die das Sterben eines durchschnittlichen 31jährigen an Kreativität weit übersteigt! Denn wie stirbt der durchschnittliche 31jährige? Ein schlichtes Leberversagen, gut, das bekommt der eine oder andere gerade noch so hin, aber sonst? Da jagen die meisten schlichten Trendtodesarten hinterher, sterben an Aids oder Creutzfeld-Jacob und betrachten es schon als Höhepunkt künstlerischer Expression, wenn sie hinterher von der Leitplanke gekratzt werden müssen.

Ein multifunktionales Organversagen mit einhergehender Leberauflösung hingegen! Noch dazu eines, das die gesamte intensiv-medizinische Abteilung einer Münchner Klinik zwei Tage lang auf Trab hält! Ist das nicht geradezu sterbekünstlerische Aktionskunst? Kathartisches Drama? Ars Mortandi?

»So haben wir das noch gar nicht gesehen«, sagen Sie, liebe Leser, und schauen beschämt zu Boden. Da will ich Sie nicht länger quälen und schließe statt dessen mit einem Zitat aus dem Bulletin des behandelnden Arztes, das die hohe künstlerische Qualität des Münzerschen Todes noch einmal eindrucksvoll unterstreicht: »Angesichts dieses multifunktionalen Organversagen mit einhergehender Leberauflösung war jede ärztliche Kunst umsonst. Die Rechnung geht Ihnen in den nächsten Tagen zu.«

Knud Kohr

Daß die westdeutsche Literatur insgesamt sich zur Zeit wenig kritisch mit den Ursachen der Krise auseinandersetzt, in die die Gesellschaft geraten ist, fällt mir auch auf. Ostdeutsche Autoren der älteren Generation haben da eine Schulung aus der DDR, sie mußten Kritikfähigkeit und Problembewußtsein entwickeln.

Christa Wolf

Ich finde »Ein weites Feld« besser als »Katz und Maus«, wenn auch natürlich nicht so gut.

Adolf Muschg in seiner Laudatio auf den Thomas-Mann-Preisträger Günter Grass

Konkret 06/96, S. 41

Rayk Wieland

Bruder Schirrmacher

Nicht eben peinlich oder ehrenrührig, doch ein wenig unglamourös ist der Vorgang wohl zu nennen – in Gänze aber durchaus amüsant. Frank Schirrmacher (36), jüngster Herausgeber des »FAZ«-Feuilletons aller Zeiten, soll auf seinem fulminanten Karriereritt, wie der »Spiegel« (20/96) ermittelt hat, einige akademische Hürden nicht so akurat genommen haben, wie es der universitäre Comment verlangte. Und zwar soll er zwecks Erlangung des Doktortitels seine Heidelberger Magisterarbeit, die wiederum »weitgehend identisch« mit einer von ihm selbst besorgten Veröffentlichung in einem Suhrkamp-Sammelband über Kafka sei, lediglich um 32, allerdings »disparate« und »von Fragwürdigkeiten überschattete« Seiten erweitert haben: ein »ganz und gar ungewöhnlicher«, geradezu »anrüchiger«, jedenfalls »absolut unakademischer«, »mit allen akademischen Sitten brechender«, zumindest unüblicher und unschöner Kasus wohl denn – und damit nicht genug. Ferner habe er nämlich diese Angelegenheiten im Fragebogen für das Munzinger Archiv nicht freimütig bekannt, sondern das Zustandekommen seiner Graduierung vordatiert und aus der Doppel- und Dreifachverwendung Kafkas spornstreichs etwas »über den amerikanischen Dekonstruktivismus« werden lassen.

Quel scandale banal! Es kommt noch ärger. Denn sein Doktorvater, der Romanist Hans Ulrich Gumbrich, der für die kecke Tat auf »magna cum laude« plädiert hatte, wurde daraufhin in der »FAZ« von seinem Adlatus eins zu eins ob seiner in der Tat »neue Perspektiven für die Geisteswissenschaften« (Schirrmacher) eröffnenden Gaunerei ausgiebigst gewürdigt. Überdies habe Schirrmacher seinerzeit, teilt der »Spiegel« mit, es sich angeraten sein lassen, seinen Vorgänger im Herausgeberamte, den bewunderungswürdigen Herrn Joachim Fest, in einer Weise zu bewundern und zu würdigen, die ihn schließlich zum Nachfolger seines Vorgängers avancieren ließ. Zu dem Behuf gab er diesem gegenüber an, von der »Society of Fellows« gebeten worden zu sein, einen Vortrag über dessen Hitler-Buch halten zu sollen, woraufhin Fest ihm, der ganze Passagen aus dem »intellektuell einflußreichsten Werk, das in Deutschland seit 1945 veröffentlicht worden ist« (Schirrmacher), auswendig gelernt hatte, vier Abende bei sich zu Hause Gelegenheit zur Schmeichelei verschaffte, die Schirrmacher, wie bekannt, auch souverän zu nutzen wußte. Zwar organisiert die »Society of Fellows« keine Vorträge, sondern Essen, doch dies war Schirrmacher und wohl auch Fest herzlich egal, der Emporgekommene erkannte in dem Emporkömmling einen Geistesverwandten wieder, und warum auch nicht.

Zuletzt, wie um das Maß für den »Spiegel« vollzumachen, verbreitete Schirrmacher, als Kind in Äthiopien entführt worden und unter Männern aufgewachsen zu sein, die ihn jederzeit hätten töten können, behauptete weiter, im Zivildienst, dann, als Panzerfahrer gedient zu haben, und verlegte die Absolvenz seiner Adoleszenz vom Reihenhaus in eine hochherrschaftliche Villa – trieb also, überblickt man die Chose, ein munteres hübsches Verwirrspielchen mit dem offenkundig einzigen Zweck, möglichst zügig nach oben zu preschen.

Derlei hört und erfährt man gern, zumal vom Vorsteher eines Blattes, das unter seiner Führerschaft nichts so sehr einforderte wie akademische Standards und nichts so sehr verächtlich machte wie Halbbildung. Vor allem aber ist erfreulich, daß nun wohl für jedermann evident und unabweisbar wird, daß der gesellschaftliche Typus des Hochstaplers wieder sein Aus- und Einkommen hat, was vor allen Dingen zweierlei signalisiert: ein größer werdendes soziales Gefälle in der Gesellschaft sowie die zunehmende Aushöhlung der es kennzeichnenden Wert- und Ordnungsprinzipien.

Wenn ein obskurer Doktorand in kürzester Zeit an die Spitze des konservativsten und großbürgerlichsten Mediums des Landes gelangen kann, muß einiges nicht ganz in Ordnung sein im Oberstübchen der Nation. Ein flüchtiger Panaromablick über die deutsche Kulturlandschaft gewahrt denn auch allenthalben Figuren von quasischirrmacher'schem Zu- und Durchschnitt, kleine Schwindler mit großen Posten. Da wäre als erstes der unvergessene, erst unlängst abgetretene völlig hilf- und besinnungslose Vorstandsvorsitzende der Bremer Vulkan AG Friedrich Henneberg zu nennen oder die allein durch kaum kaschierte Hochstapelei und nichts weiter erfolgreich politisierende, ansonsten aber gänzlich verdienstlose Knallcharge Jürgen W. Möllemann, inzwischen wieder FDP-Vorsitzender in NRW. Oder, mittlerweile klassisch, der in Unehren aus seinen Kreisen entlassene Dr. Jürgen Schneider, dem nur die allzu hohe, schier unbezahlbare Kreditstapelei zum Verhängnis ward. Oder Hans-Herrmann Tiedje, der sich von Gruner und Jahr für die Illustrierte »Tango« als »Blattmacher« oder »Blattretter« engagieren ließ, um am Ende seiner Tätigkeit mit ca. 50 Mios im Saldo zu hängen. Gleichfalls der Trupp der sog. »Trendforscher«, angeführt von Gerd Gehrken und Matthias Horx, die mit so oder so verbrämter spekulativer Spinnerei die Astrologie als Wegweiser der gesellschaftlichen Elite praktisch abgelöst haben. Erwähnung finden soll ebenso der dubios verehrte Fußballtrainer Erich Ribbek, der in seinem Leben nichts anderes geleistet hat, als Spitzenspieler zu vergraulen, und wohl eben deshalb ein Spitzengehalt nach dem andern einstreicht. Und unvergessen bleibt der seit seiner Überführung als Scharlatan auffällig unauffällig gewordene »Bestsellerautor« Günter Wallraff, dessen Verschwinden im übrigen Gerüchte aufkommen ließ, ob er es nicht gewesen sei, den man in Barschels Badewanne fand. Sogar international höchst erfolgreich agierte ebenso Vaclav Havel, der, ohne je eine einzige vernünftige

Zeile geschrieben zu haben, als Dichter und, ohne andere Meriten als eine gewisse Unfolgsamkeit vorweisen zu können, als Präsident, eben als »Dichterpräsident« höchstes Ansehen genießt.

Fürwahr: So viel Hochstapelei war nie, wollte man ausrufen angesichts des Umstands, daß aus ein paar in der Geschichte namentlich bekanntgewordenen Einzelgängern wie Casanova oder Rasputin ein Massenphänomen geworden zu sein scheint, ja ein gesellschaftliches Prinzip. Wie man es auch wendet: Persönliches Fortkommen ist dem Hochstapler das Eigentliche, und nichts anderes gilt heutzutage als allgemeinverbindliches Credo. Erreicht er dies durch Vorspiegeln falscher Tatsachen, so folgt er darin dem größten Teil der Presse, der nichts anderes als Berichterstattung ausgibt und verkauft, oder – natürlich – Politikern jeder Partei und Clique; wie, nebenbei gesagt, die gesamte Unternehmens- und Produktwerbung, PR- und Öffentlichkeitsarbeit wesentlich Höchststapelei in Reinform sind. Der Hochstapler verschleiert seine Herkunft, bildet Legenden um seine Absichten, und genau so verfährt etwa die Deutsche Bundeswehr, deren Soldaten nicht mehr Mörder genannt werden dürfen. Er gibt sich, zusammengefaßt, als ganz anderer aus, als er ist, und exakt dies tut auch die Bundesregierung, wenn sie »Friedenstruppen« in Kriegsgebiet entsendet.

Indes aber könnte bald herauskommen, daß der Hochstapelei nicht nur ein eitles, egoistisches, sondern auch ein gut subversives Element innewohnt, indem sie die Semantik der Gesellschaftsverhältnisse bloßstellt und die allgemein geltende soziale, kulturelle Rangfolge brüskiert. In Frankreich konnte »Monsieur X« über Jahre an allen möglichen Staatsempfängen und -banketten teilnehmen, weil niemand den soignierten Herrn nach seinem Ausweis zu fragen wagte. Wenn die Messieurs X aller Länder (und das können sie von Dr. Frank Schirrmacher lernen) die herrschenden Spielregeln benutzen, um sich an die Macht zu dienen, dann, ja dann sollte der freien Entfaltung des Egoismus aller nichts mehr im Wege sein.

Konkret 06/96, S. 42

Georg Seeßlen

Altes Glück, neues Elend

Vom Ufa-Film zur Fernsehserie – wie sich die deutschen Bilder gleichen. Erster Teil eines zweiteiligen Beitrags über Kontinuitäten in der deutschen Film- und Fernsehunterhaltung

I.

Was uns, als filmhistorischer Gemeinplatz, geläufig ist, die Kontinuität der Personen nämlich, Geschichten und Bilder von der Nazizeit über die Adenauer-Ära und bis in die Gegenwart, das ist uns in Bezug auf andere Medien eher peinlich; hier hat es nicht einmal so etwas wie einen Aufbruch der Jungen, eine »Neue Welle« oder wenigstens eine kritische Bearbeitung gegeben, hier ging alles immer so weiter. Dabei hatte das Fernsehen schon eine, wenn auch rudimentäre, deutsche Vergangenheit, von der niemand etwas wissen wollte, als »Freund Einauge« den deutschen Alltag zu erobern begann. Das faschistische deutsche Fernsehen, das noch kein unbedingt »privates« Medium war – an einen audiovisuellen »Volksempfänger« war gewiß nicht zu denken – hatte seinen Platz in halböffentlichen Räumen, in Hospitälern und Rekonvaleszentenlagern, bei Demonstrations- und »Kraft durch Freude«-Veranstaltungen, und es hatte eine bereits ausgeformte Struktur, in der schon einiges angelegt war, was den bundesdeutschen Fernsehzuschauer später erfreuen sollte. Es hat ja nicht nur Eduard Zimmermanns »Aktenzeichen XY – ungelöst« einen faschistischen Vorläufer, »Die Kriminalpolizei warnt«, der im Fernsehen das ideale neue Medium für die Menschenjagd entdeckte. Auch die Gymnastik- und Aerobic-Serien hatten ihren Ahn in der Sendung »Körperschulung für die Frau«, deren Schönheits- und Gesundheitsideal ohne jeden Widerspruch ins Jahr 1996 zu übertragen wäre – nur die Klamotten waren weniger schrill. Und das Rückgrat des faschistischen deutschen Fernsehprogramms bildete eine Programmart, die in unserem kollektiven Gedächtnis eigentlich erst in den sechziger Jahren und, natürlich, als amerikanischer Import existiert: die »Gesprächsrunden« und »Künstlerfragen«, die schon zu dieser Zeit seltsame Grenzen der Diskretion überschritten und Fragen beantwortet haben wollten wie: »Küssen sich Schauspieler auf der Bühne wirklich?« Dazu kamen Revuen und Sport-Installationen wie in den Übertragungen aus dem Kuppelsaal des »Reichssportfeldes«, eine vollendete Mischung aus Sport und Glamour. Zur gleichen Zeit sendete dieses frühe deutsche Fernsehen Spielfilme in zurechtgeschnittenen Versionen im uns nicht mehr vollständig unbekannten Format von etwa einer halben Stunde Länge, zum Teil in mehreren Fortsetzungen.

Kurzum: Das Fernsehen des Jahres 1939 in Deutschland war nicht sonderlich unterschieden von dem Fernsehen des Jahres 1996 in Deutschland. Nicht anders war die damalige Nachrichtensendung in ihrer rudimentären Form vor allem Kriegsberichterstattung und, anders als die Film-Wochenschau, wenngleich oft mit demselben Material versorgt, beschaulicher, nicht zuletzt, weil der Fernseher eine der Möglichkeiten war, in den Lazaretten und Krankenhäusern für »Frohsinn« zu sorgen. Andererseits gab es offensichtlich auch schon den »heftigen« TV-Realismus in einer Darstellung die, wie die »Nationalsozialistische Rundfunk-Korrespondenz« schrieb, »die entsetzlichen Folgen des von verantwortungslosen Geldsackanbetern entfesselten Krieges« zeigte. Die Empörungsstrategie hat sich bis heute, schauen wir uns die Berichterstattung über Ex-Jugoslawien an, nicht geändert. Und an einem Film wie »Wunschkonzert« (für den sich eine Reihe ehemaliger Ufa-Stars gerade mal ein bißchen geniert) lassen sich an der Choreographie von Bühne und Zuschauer die Kontinuitäten vom faschistischen Unterhaltungsevent zur bundesdeutschen Fernsehunterhaltung belegen. Dasselbe gilt sicher von der Inszenierung der Olympiade: Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß es zur Olympiade von Berlin nicht nur den als technisch so superior gefeierten Film von Leni Riefenstahl gab, sondern zum ersten Mal auch Life-Übertragungen im Fernsehen, die über öffentliche Knotenpunkte mehr Menschen erreichten als es die bescheidene Anzahl der Fernsehgeräte im Jahr 1936 vermuten ließe. Hier bedingen sich Event und Medium wie seither ständig. Selbst die bizarre Professionalisierung des Publikums gab es bereits damals; schon damals wurde moniert, daß zu erkennen war, daß sich die selben Leute immer wieder in die Fernsehshows einschmuggelten. Das deutsche Fernsehen von heute ist, grob gesagt, das politisch entschärfte und privat verschärfte Fernsehen des Faschismus, das seinen Sendebetrieb aus mehr oder weniger technischen Gründen eineinhalb Jahre vor dem Regime einstellte. Das kann uns nicht mehr passieren.

II.

Aber gewiß, trotz seiner großkarierten Biederkeit und seiner gelegentlicher Ausrutscher, trotz einiger Flirts mit den Mythen des Kinos zur selben Zeit (wie in der Serie »So weit die Füße tragen«, einem der ersten »Straßenfeger« des bundesdeutschen Fernsehens, daß die Rehabilitierungsszenarios des Restaurations-Kriegsfilms wiederholte) war das Fernsehen in den fünfziger und sechziger Jahren »gut«. Es gehorchte einem Bildungsauftrag und sendete Bühnenklassiker mit Gertrud Kückelmann sowie antifaschistische Fernsehspiele. Es war, vielleicht, gerade deswegen so gut, weil das Kino so schlecht war. Gewiß gab es auch schon Kitsch, und es gab Familienserien, mal beschaulicher, mal eher melancholischer Art. Aber im wesentlichen waren für das deutsche Fernsehen der Nachkriegszeit eben jene Genres und Helden des Gebrauchskinos tabu, die nicht nur den erlesen schlechten Geschmack des Publikums ausstellten, sondern, wie man

immerhin mancherorts argwöhnte, ideale Felder für die Kontinuität der Erzählungen von der faschistischen zur post-faschistischen Gesellschaft boten: der Heimatfilm, der Ferienfilm, der Soldatenfilm, der Arzt- und Übermensch-Film, der heroische Historizismus, die Habsburger-Phantasie, die regressive Komödie.

Die erste Generation der deutschen Fernsehunterhaltung nach dem Krieg versuchte also, sich primär über »Kultur« zu legitimieren (auch die große Samstagabendunterhaltung der deutschen Fernsehfamilie pflegte um Bildung und Wissen zu kreisen), jede Kontinuität zum Ansatz des faschistischen Fernsehens zu unterbinden und sich mit leisen und literarischen Mitteln der »Aufarbeitung der Geschichte« zu widmen. Der Nachteil dieses so kultivierten Fernsehens war es, daß der Alltag nicht recht vorkam; es war ein Fernsehen mit Goldrand, das, ganz im Gegensatz zu den anderen Formen der Unterhaltung, weder die sensationelle Verwerfung noch die grandiosen Ziele der Modernisierung der Zeit ausmalte, sondern vielmehr einen Winkel des rückbezüglichen Glücks ausstaffierte, eine Behaglichkeit mit einem gewissen Anspruch sozusagen, in der noch auf »Rin Tin Tin« mindestens eine belehrende Sendung folgen mußte.

Die zweite Generation der deutschen Fernsehunterhaltung entdeckte die Alltäglichkeit auf mehreren Ebenen. In den siebziger Jahren (als man sich aus dem Schatten amerikanischer Serien zu lösen trachtete) dominierte für eine Zeit, der sozialliberalen Kultur-Mythe entsprechend, eine Art sozial relevanter Serie, die die Sorgen und Nöten »kleiner Leute« behandelte, und die nicht so sehr um Helden und Heldinnen, sondern um Schauplätze und Probleme zentriert war. Da gab es den »Fall von nebenan« samt einer ganzen Reihe von pädagogischen Serien wie »Lerchenheim«, wo es um Jugendkriminalität oder »Algebra um Acht«, um Probleme in der mehr oder weniger fortschrittlichen Pädagogik geht. Auf den ersten Blick scheinen diese Serien das genaue Gegenteil der »hemmungslosen« neuen Serien, vom »Forsthaus Falkenau« bis zu »Unser Lehrer Doktor Specht«, aber sie haben bereits auch schon bemerkenswerte Verwandtschaften: Sie funktionieren vollständig territorial, sie personalisieren jeden Konflikt erbarmungslos schon durch die halbnahen und nahen Kameraeinstellungen, schieben Mißverständnisse und Scheinkonflikte über die wirklichen Widersprüche und sind, vor allem, selbstmitleidig. Die Ursachen für Zerwürfnisse liegen in den Charakteren, und die Serien entwickeln einen Katalog von Unarten, der unschwer mit den »sieben Todsünden des Kleinbürgertums« zu synchronisieren wäre.

Die »sozialkritischen« Serien, deren spätes, erfolgreiches Kind auch die »Lindenstraße« ist, waren im Fernsehen selber nie besonders beliebt; selbst der Serienredakteur des ZDF, Dr. Willi Kowalk, befand 1974: »Dann lieber noch ehrlichen Kitsch à la Lassie als diese verlogenen Aufklärungsklischees«. Das ist, auch sprachlich, eine Vorwegnahme des kommenden populistischen Medien-Schwurbels, denn die neue deutsche Serie der dritten Generation nahm dann die Territorialität, den angemaßten Naturalismus der »aufklärerischen« Serien auf und verband ihn mit der Klischeehaftigkeit der alten deutschen Unterhaltung. Der »Sozialkitsch« der zweiten Generation, den dummerweise das Publikum zu lieben schien, was Einschaltquoten und Werbeinahmen belegen. In der Zeit der größten Prosperität, als die meisten Menschen von den Modernisierungen zu profitieren schienen, badete das bundesdeutsche Fernsehen im Elend der Mondernisierungsopfer. Der Erfolg der »Sozialklimbim«-Serien indes war die Voraussetzung für die Wiedergeburt der alten deutschen Unterhaltungsmythen in neuem Gewand.

So entsteht in der Serie der dritten Generation am Ende der siebziger Jahre ein seltsames Paradoxon, das noch viel schlimmer scheint als die beiden Formen einzeln, nämlich Figuren, die zwar nach den Regeln des psychologischen Realismus behandelt werden, die sich gleichwohl aber in einer Klischee-Welt bewegen und zumeist Unsinnssätze absondern – die vollständige Amalgamierung von »Sozial-Klimbim« und »Lore-Roman«: Die »Schwarzwaldklinik« ist eine »heile Welt«, aber sie gönnt ihren Zuschauern keine wirklichen Glücksbilder: dieses Paradies ist von Menschen bewohnt, deren größtes Vergnügen das Leiden und das Jammern über dieses Leiden ist. Die Attacke des »Realismus« in den siebziger Jahren hat das Medium damit erfolgreich abgeschlagen; die Möglichkeit, auch proletarische Lebensumstände und Traditionen wiederzugeben, hat sich ebenso verloren wie eine Bearbeitung »sozialer Brennpunkte« in Serienform, wie, sagen wir, das Schicksal Strafentlassener in »Alles Gute, Köhler«. Aber der Kitsch, der seine Nachfolge antritt, findet nie zu seiner Unschuld, ist hoffnungslos infiziert an der Problemgeilheit und dem Alltagssadismus seiner Vorläufer.

III.

Die direkte Fortsetzung des Familienfilms der NS-Zeit und des bundesdeutschen Unterhaltungsfilms liegt indes in der Konstruktion geschlossener Systeme. Es ist durchaus spezifisch für die deutsche Serien-Produktion, daß sie so manisch den Ort bezeichnet, an dem sich ihre Konflikte abspielen, und daß sie so definitiv unterscheidet zwischen dem Innen und dem Außen, dem Dableiben, dem Weggehen und dem Wiederkehren, zwischen der Heimat und der Welt. Während eine amerikanische Serien Menschen zeigt, die eine Aufgabe lösen oder Überlebensstrategien entwickeln, scheinen die Heldinnen und Helden der deutschen Fernsehserie untentwegt auf der Suche nach ihrer »Identität«; sie wollen unablässig wissen »wo sie hingehören«. Das »alte Glück« der deutschen Fernsehserie ist die Verwandlung eines so oder so definierten Territoriums durch die Familie in Heimat. Und es definiert sich nicht wenig durch den Umstand, daß diese Verwandlung immer wieder verfehlt wird, vorzugsweise deshalb, weil es zu viel Neues und Fremdes in dieser Welt gibt.

IV.

1. Die neue Heimatserie

Die Heimatserie hat eine klaretopographisch-mythische Struktur; ob bei »Forstinspektor Buchholz« (WDR) oder »Forsthaus Falkenau«, stets wird die Topographie dominiert vom Schloß der Adeligen (hier heißen sie »von Alsfeld«), und stets kommt es zu einem signifikanten Bündnis: Die traditionsbewußten, guten und reichen Adeligen tun sich zusammen mit den »fortschrittlichen«, ökologisch denkenden Jungen und verhindern, zum Beispiel, den Bau einer geplanten Auto-Teststrecke. Ein Jahrzehnt bevor es auch politisch zur Allianz zwischen den Grünen und den Schwarzen, den neuen und den alten Reaktionären kommt, ist sie in der Forsthaus-Idylle der Fernsehserie schon vollzogen, hat sich so etwas wie eine bizarre Melange aus ökologischen, ständischen und völkischen Impulsen gebildet, in der auch die Frau wieder auf ihren Platz geschickt wird: in die Küche. Und wieder kann eine Frau, wie in »Forstinspektor Buchholz«, die aus der Stadt kommt, nur halb so gut sein wie die Frau vom Land. Der sympathische Freund des Helden meint anerkennend: »So ein Prachtexemplar läuft einem nicht alle Tage vor die Flinte«. Er meint damit eine Frau. Verworfen wird die Freundin, die Stadtmaus, die sich mit der Natur nicht anfreunden kann, und die verführerische Adelige, die nur ihren Vorteil und ihre Macht im Kopf hat; die richtige ist eine Kunstschmiedin im Waldwinkel.

Ein durchgehender Zug der modernen Unterhaltungsserie ist die fraglose Rekonstruktion der adeligen Welt als Traumreich, in die, wie in »Rivalen der Rennbahn«, niemand so leicht »von unten« eindringt, und wie in »Forsthaus Falkenau« gibt es eine mythische Konstruktion: die schöne Adelige hält sich einen tüchtigen bürgerlichen Mann als Protegé, ohne daß sie dabei ihre Distanz zu seiner Klasse verliert. Der Mann definiert sich durch die Leistung, die Frau durch Geburt – während zur gleichen Zeit die bürgerliche Frau erheblich unter ihrem eigenen Emanzipations- und Karrieredruck zu leiden hat und dabei ihren familiären Frieden aufs Spiel setzt. In allen Serien, selbst in denen, wo Frauen die Helden abgeben, werden die Leiden der berufstätigen Frau – wie bei Gaby Dohm in der »Schwarzwaldklinik« – an ihr und keinesfalls am Mann oder an der Gesellschaft verhandelt; die berufstätige Frau muß mit dem schlechten Gewissen gegenüber der Familie fertig werden, nicht umgekehrt.

Nur ganz indirekt wird der Stand, die Tradition dabei mit der »Rasse« in Bezug gesetzt: Die adelige Frau ist zuallererst die durch und durch deutsche Frau. Die Funktion von Tieren, die allemal »rasserein« zu sein haben, insbesondere Pferden, läßt sich dabei als mythische Verschiebung deuten. Zu »Rivalen der Rennbahn« heißt es trefflich im Pressetext: »Bei Galopprennen werden nur Vollblüter zugelassen. Es handelt sich dabei um eine Pferderasse, die seit mehr als fünfundzwanzig Generationen nach den Krite-rien der Rennleistung gezüchtet wird und die auserlesensten Pferde hervorgebracht hat. Ihnen gilt das Hauptinteresse in dieser Serie, und doch wären alle Mühen vergeblich, wenn nicht hinter den Kulissen der Rennbahn eine Reihe von risikofreudigen Menschen tätig wäre, die diesen Sport zum spannenden Wettkampf zwischen Mensch und Pferd machen.« Und für den Jockey alias Thomas Fritsch gibt es nur ein (teils leicht sodomitisches, teils metaphorisches) Glück: »eins zu sein mit einem Vollblut«. Aber das »reinrassige« Pferd ist auch sonst gern immer wieder Glücksstifter zwischen Paaren in deutschen Serien, wie in »Die Hütte am See«, wo ein Schimmel mit dem schönen Namen Ramboso zum Ehestifter zwischen Pierre Brice und Gudrun Landgrebe wird.

Deutlicher noch als eine indirekte Rassegeilheit ist die seltsame Umkehrung eines alten Kino-Mythos: Im Ufa-Film konnte das Ladenmädchen davon träumen, einen Prinzen oder Fabrikanten zu heiraten, im Wirtschaftswunder-Film träumte die Sekretärin von der Heirat mit dem Chef (oder träumte doch eher irgend jemand den Traum des Chefs, sich von seiner Sekretärin so begehrt zu sehen), in der neueren deutschen Fernsehserie jedenfalls steht der Traum von einem kleinbürgerlichen Mann im Mittelpunkt, den unbedingt Prinzessinnen und Fabrikantinnen heiraten wollen.

2. Die Arztserie

Natürlich sind die Ärzte der Serien gegen-über denen aus den faschistischen Melodramen und den »Halbgötter in Weiß«-Filmen der Nachkriegszeit vermenschlicht; sie tragen geradezu triumphalistisch ihre Schwächen vor sich her. Dennoch ist ihr Herrschaftsanspruch, ihre Fähigkeit, die Dinge zwischen Leben und Tod zu regeln, selten in Frage gestellt. Sie sind, wie die Lehrer in den entsprechenden Serien, humane Vertreter von Institutionen, von denen sie freilich stets außer Frage lassen, daß sie sich nicht demokratisch verändern lassen. Auch in den Arztserien wird der Diskurs Stadt/Land aufrechterhalten, die »Schwarzwaldklinik« ist ebenso dem»guten« Land zugeordnet, wie der »Bergdoktor«, ohne zu zögern, sich für eine heruntergekommene Landpraxis statt für die Leitung einer Klinik in der Stadt entscheidet.

Die Diskurse haben sich nicht so sehr geändert, als vielmehr ineinander aufgelöst: Der Arzt als Autoritätsgestalt steht im nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm vollkommen über den alltäglichen Problemen und Verwicklungen, auch über der Sexualität und im Dienst des (deutschen) Volkes. Im Nachkriegsunterhaltungsfilm ist dieser Arzt immer noch mehr oder minder unberührbar, aber er greift zumindest in die Schicksale ein und erlebt den einen oder anderen Konflikt zwischen beruflicher Anforderung und privatem Interesse. In der »Schwarzwaldklinik« ist der Konflikt zwischen Auftrag und Lust immerhin in der Familie des Arztes gespiegelt, und der »Frauenarzt Dr. Markus Merthin«, bezeichnenderweise gespielt von

Sascha Hehn, der in der »Schwarzwaldklinik« den Sohn spielte, der im Irrgarten der Liebe umhertaumeln durfte, lebt gleichsam in endloser sinnlicher Defensive. Das Privatleben überwuchert nun so sehr das berufliche, daß wir, ein Kreis schließt sich da, wieder vollkommen widerspruchsfrei seine Funktion selber sehen. Was auch für diesen Arzt am Ende steht, ist indes ein bizarrer Mythos des Verzichtes, der Preis für seine Autorität ist immer noch ein Opfer in seinem Privatleben.

Ein deutscher Arzt, noch in der biedersten Vorabendserie, schafft es nicht, seinen Beruf, wie etwa sein amerikanischer Kollege »Dr. med Marcus Welby«, als einen Job anzusehen, den man so gut wie möglich macht; er ist immer auf irgendeine Weise dafür »geboren«, folgt einer »Bestimmung« und legitimisiert sich über ein Opfer, das sich weder als Erfahrung in den durchschnittlichen Arzt-Biographien dieser Gesellschaft findet, noch anderen Karriere-Berufen so ohne weiteres zugestanden wird. Der synthetische Konflikt zwischen ärztlicher Berufung und privatem Leben wirkt daher als eine der Einfallschneisen für die mythische Konstruktion der »Gemeinschaft« und als Bestätigung der ständischen Organisation des Lebens. Deshalb gibt es in deutschen Arzt-Serien immer Haushälterinnen, Köchinnen, Dienerinnen, die sogar noch beim »Bergdoktor« darauf hinweisen müssen, daß der Arzt einer anderen Klasse angehört als das »Volk«, dem er so verbunden ist.

3. Die Familienserie

Gewiß ist für jede kleinbürgerliche Kultur ihre »Zelle« (was man durchaus in verschiedenen Bedeutungen auffassen kann), die Familie, das primäre Problemfeld, und Familienserien geben wohl genauer als andere mythische Konstruktionen die Befindlichkeit des universalen und des regionalen Kleinbürgertums wieder. So wie die Familie in der »Bill Cosby Show« durch ihren Aufstiegs- und Anpassungswillen zusammengehalten wird, so ist sie bei Al Bundy («Married With Children« – »Eine schrecklich nette Familie«) nichts als ein System gegenseitiger Ausbeutung und gemeinsam ausgelebter Gier, bester Ausdruck der Reaganomics. Es gibt keine Moral und keine Solidarität, und nie gibt es in dieser Serie den sentimentalen Rückschlag; es ist immer nur noch schlimmer, als es scheint.

Signifikant zahmer schon wurden deutsche Versionen der family sitcom wie »Hilfe, meine Familie spinnt«. Die deutsche Familie ist aber vor allem ein Leidenszusammenhang; exzessiv und beinahe todessehnsüchtig muß sie leiden in »Diese Drombuschs«, bis am Ende alles in Flammen aufgeht, die einen in Alkohol- und Drogen-, die anderen in geistiger Umnachtung krepieren. Darin steckt vor allem und immer wieder das Portrait einer deutschen Mutter, die als große Kümmerin in unendlicher Leidens- und Opferbereitschaft mehr Unheil anrichtet, als es der schwache oder verschwundene Vater hätte tun können. Sie ist, seit Inge Meysel, das Zentrum eines unaufhaltsamen sozialen Abstiegs der kleinbürgerlichen Familie, die sich über Beschränkungen hinaus gewagt hat. Auch darin ähnelt die Fernsehserie dem nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm und widerspricht ihm: In diesem ist die Kleinbürgerfamilie von den Geboten der Exogamie bedroht; daß sie nicht vollständig in sich ruhen, »ewig« werden kann, löst die entsprechenden Krisen aus. Sie sieht, auch wenn davon nicht die Rede ist, vor allem ihr »Deutsch-sein« bedroht. Im deutschen Nachkriegsfilm kommen diese Gefährdungen vor allem von außen; die Klasse muß sich in der Modernisierungsphase definieren und hat ihre Stabilität signifikant erreicht, wenn die neue Familie mit der alten verzahnt, das Häuschen gebaut, die Erbschaft akzeptiert ist. Die deutsche Fernsehserie handelt von der Kleinbürgerfamilie, die gleichsam automatisch »Flausen« produziert, die sich hier als Kleinunternehmer, dort in Karriere versucht. Egal, was untenommen wird, um das Kleinbürgerliche der kleinbürgerlichen Lebensform zu überwinden, es geht garantiert schief. Zum Ausgleich erhalten wir Einblick in die Welt der Mächtigen und Reichen und sehen nicht nur, wie verkommen und dekadent die sind, sondern auch, daß deren Tragödien immer noch um eine Nummer größer ausfallen müssen.

Die Familie ist das nationale Heiligtum der deutschen Fernsehserie; Protest und Zensur ruft es hervor, wenn in der »Schwarzwaldklinik« ein mißhandeltes Kind aus einer deutschen Familie vorkommt. Die »Ausländer«, auch unsere Lieblings-Ausländer, die ganz, ganz lieb sind, zeichnen sich immer dadurch aus, daß sie entweder zu viel oder zu wenig Familie haben. Es gelingt ihnen nie, die deutsche Familie unterm Weihnachtsbaum zu imitieren, die das unausgesprochene Ideal bleibt. Selbst eine mehr oder weniger tragische erotische Beziehung zwischen Deutschen und Ausländern, die wir, gewiß, sehr sympathisch finden, führt zur Auflösung der deutschen Familie. Die Serie vermag darin nur das Problem zu sehen, und schafft so, gerade wo sie sich des aufklärerischen Gestus der »Sozialklimbim«-Phase und der neuen Gutmenschlichkeit bedient, den Meta-Rassismus für eine Gesellschaft, die kulturelle Vielfalt gerade noch als Notwendigkeit, nicht aber als Lust akzeptieren kann. Der Rassismus der deutschen Fernsehserie mag sich darin zeigen, daß sie, so politisch korrekt sie auf der Oberfläche sein mag, nie etwas anderes als das »Problem« einer mehrkulturellen Beziehung sehen und zeigen kann. Wenn eine deutsche Frau in einer deutschen Fernsehserie ein Pfund Tomaten bei einem türkischen Gemüsehändler kauft, dann ist das niemals ein Kaufentscheid für bessere Tomaten, sondern immer ein Zeichen für die eigene Toleranz und, ganz allgemein, ein »Zeichen gegen Ausländerfeindlichkeit« – und in dieser Manie selber rassistisch.

Die Familie konstruiert ihr Deutsch-sein in der Fernsehserie also aus einer »korrekten« Beziehung zum »Ausländer« und aus der Rekonstruktion der deutschen Mutter. Gaby Dohm wird in der »Schwarzwaldklinik« und beim Publikum erst wieder akzeptiert, wenn sie hundertprozentig in ihrer Mutterrolle aufgeht und ihre Ambitionen, die sie von der Idylle bei der Schwarzwaldklinik fort geführt haben, aufgibt. Die Klasse darf andrerseits sowenig verlassen werden wie ihre Hierarchie; das endgültige Happy End der Serie ist gekommen, wenn der Sohn – nach Fehlversuchen mit der emanzipierten Frau – genau wie der Vater die abhängig beschäftigte, die »Schwester« heiratet, die, damit wir es auch wirklich kapieren, im wirklichen Leben die Tochter des Hauptdarstellers Klausjürgen Wussow ist. Und jetzt kann die Hochzeit auch »ganz in weiß« geschehen, die Klasse hat ihre Unschuld wieder, die in der ständischen Abgrenzung und in der Aufrechterhaltung ihrer Geschlechterrollen besteht.

4. Die Feriengeschichten

Ferien, das war für den nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm meist eine Gelegenheit, sich zu bewähren, zum Beispiel als Frau in den Bergen, oder dabei, soziales Gewissen zu entwickeln. In der Wirtschaftswunderzeit war der Ferienfilm eine Fantasie über das zeitweilige Entkommen aus dem Wiederaufbau-Puritanismus, das erotische Spiel, das immer wieder mit der Restauration endet, ist in der Fernsehserie, selbst noch in so bizarren Formen wie »Das Traumschiff« oder »Trauminsel« oder »Paradies« (endlich die deutsche Mallorca-Serie), der genadenlose Export deutscher Kleinbürgerbefindlichkeit in die große weite Welt: Der faschistische Film konnte die Verlockung des Exotischen ganz einfach ausschließen oder in Filmen wie »Quax der Bruchpilot« seinen Rassismus mit sexistischen Impulsen verbinden; der Ferienfilm der Nachkriegszeit machte ihn zu einem begehrten südlichen Gut, eine Situation des Austauschs; die Ferienserie ab den späten siebziger Jahren erzählt von der allfälligen Macht der Ignoranz. Es gibt nichts mehr, was es auszuschließen lohnte, es gibt nichts »anderes« mehr: Der deutsche Kleinbürger feiert in den Ferienserien seine grenzenlose Fähigkeit zur Ausbreitung. Und das Vergnügen der Serien überträgt sich vor allem durch das Vergnügen der Schauspieler, das Angenehme mit dem Angenehmen verbinden zu können: Selber Ferien machen und sich beim Schauspielen nur ja nicht verausgaben. Damit definiert sich indes noch einmal die »kalte« kolonialistische Beziehung zur Fremde; je bizarrer die Welt, desto nachdrücklicher werden die Zeichen des Deutschseins ausgestellt.

Auch da gibt es direkte Remakes, wie, 1992, »Neues vom Immenhof«, aber mehr noch gibt es ein durchgehendes Gefühl, daß der topographische und kulturelle Ort nur aufgesucht wird, um als Kulisse für die Verschärfung eben jener Konflikte zu dienen, die auch in anderen Alltagsserien stattfinden. Sie werden auf gnadenlose Weise exportiert und machen den »Einheimischen« zu einem auf neuerliche Weise kolonialisierten Wesen, das die Macht des Wirtschaftsstandortes Deutschland und die selbstmitleidige Ignoranz seiner Bewohner kennenzulernen hat. In einer Serie wie »Hotel Paradies« geht es darum, wer wen liebt, und wer wann und warum einen Karriereschub oder einen Karriereknick erlebt, und wie das mit einander zusammenhängt, aber es geht auch um die endlose Wiederkehr eines offensichtlich süchtig erwarteten Bildes: Der deutsche Herrenmensch, gerade mit der Regelung seiner Beziehungsprobleme und des Unternehmens beschäftigt, sagt mit der Miene selbstgenüßlicher Souveränität: »Manuel, lauf schnell zum Hafen!«, und der freundliche Ureinwohner von Mallorca nimmt sowas von die Beine in die Hand, daß wir wieder erfahren, was das Deutsche in der Welt wert ist. Es gibt buchstäblich keine irgendwie der bildhaften Erwähnung werte spanische Frau, die sich nicht danach sehnt, von einem deutschen Mann erobert zu werden. Und das zweite Schlüsselbild nach dem »Manuel, lauf schnell...« ist die Schadenfreude, wenn der deutsche Mann sich dann doch immer wieder gegen die Spanierin und für die echt deutsche Frau entscheidet. (Wenn es etwas gibt, was den bonbonfarbenen Faschismus der deutschen Fernsehserie militant ausstellt, dann sind es die Ferienserien, die die Militanz der Ferienfilme der nachkriegsdeutschen Cinematografie schon wieder übertreffen: Dort war die Versuchung von südlicher Lebensart für den nordischen Menschen zumindest soweit nicht ohne Folgen geblieben, als man wenigstens im Umgang miteinander beschloß, ein wenig entspannter zu werden; hier geht es um die aggressive Abwehr der exotischen Verführung, die völkische Umkehr des Sex-Tourismus.)

5. Pfarrer und Lehrer

Das sind Gestalten, die im nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm bemerkenswert schlecht wegkommen, wenn es sie überhaupt gibt: Sie stehen vor allem der Militarisierung im Weg, und auch wenn sie sich als deren Verkünder geben, so bleibt ihnen doch auf ewig ein Makel des ganz und gar Zivilen. Als Kraft dieser Zivilität stiegen sie denn auch im nachkriegsdeutschen Unterhaltungsfilm zu expliziten Helden auf, die gleichwohl stets Garanten der Kontinuität waren – das Ideal war der aufgeschlossene, aber autoritätsheischende Lehrer und »der Pfarrer mit der Jazz-Trompete«. Ganz in dieser Tradition stehen die Lehrer und Pfarrer, schon durch die Darsteller oft in ihrer Verwandtschaft portraitiert, in der neueren Fernsehserie. Robert Atzorn etwa ist evangelischer Pfarrer in »Oh Gott, Herr Pfarrer« (1988) und »Unser Lehrer Doktor Specht«. Günther Strack katholischer Priester in »Mit Leib und Seele«, Thekla Carola Wied katholische Gemeindeschwester in »Wie gut, daß es Maria gibt«, Irene Clarin die junge Seelsorgerin in der spröderen Serie »Pfarrerin Lenau«. Der Arzt wie der Pfarrer wie der deutsche Kriminale definieren eine Gemeinde, ein Revier, ein Viertel. In »Wie gut, daß es Maria gibt« verliert selbst Berlin alles Urbane und wird zur Ansammlung deutscher Kleinstadtidyllen: die

Produktion eines neuen Biedermeier.

6. Die Arbeitsfeld-Serie

Arbeitsfelder sind zugleich Bewährungsfelder und wiederum vollständige topographische Abbildungen der deutschen Welt, in der es keine miteinander verfeindeten Klassen, sondern einander zuarbeitende, in ihren Grenzen wohl geordnete Stände gibt, wie zum Beispiel in »Abenteuer Airport«, wo Hansjörg Felmy Probleme löste, an die sowieso niemand glaubte, bei der aber einige Folgen direkte Remakes von Ufa-Filmen schienen und in denen das perfekte Bündnis von Hand und Hirn wiederholt wird. Felmy gibt den Lederjacken-Typ, den Techniker vom Dienst, Edzard Haußmann den stellvertretenden Flughafenchef im Schlips und mit Manager-Manieren. Beide zusammen bilden das Bollwerk gegen Terroristen, Schmuggler und arabische Mädchenhändler, die, klar doch, aus Deutschland »junges, festes Fleisch« nach Kairo verschieben wollen. Der Flughafen Düsseldorf sah diese Serie, trotzdem das meiste »meilenweit von der Realität« entfernt war, als beste mögliche Werbung: Die Produktion von Deutschheit ist hier identisch mit der Produktion von »Sicherheit«.

7. Die Komödienserie

Kontinuität zeigt sich nicht zuletzt in der Tradition der Komik. »Ein amerikanischer Filmkomiker«, schreibt Karsten Witte in *Lachende Erben, toller Tag*, seiner Geschichte des nationalsozialistischen Unterhaltungsfilms, »ist oft ein Spinner, der seine Komik aus konsequenter Haltung gegen die Konvention gewinnt. Ein deutscher Komiker ist, wenigstens in der hier verhandelten Zeit, oft ein Spinner, der seine Komik in der konsequenten Preisgabe seines Spinnertums gegen die Konvention gewinnt. Er geht, wird ihm eine sinnvolle Aufgabe zuteil, der Konvention nicht verloren.« Die Comedy-Serien des deutschen Fernsehens, wo sie nicht ganz einfach amerikanische Vorbilder kopieren (und unter der Hand selbst noch da) setzen der Dissidenz enge Grenzen. Sie lieben es, nicht den Zerstörer in den sozialen Maschinen zu zeigen, sondern den aggressiven Ignoranten à la Dieter Hallervorden, einen Menschen, der alle Klischees vom häßlichen, dummen und anmaßenden Deutschen erfüllt und damit durchkommt. Er ist nicht der Gegner der Mainstream-Kultur, sondern ihr Über-Erfüller, nicht ihr Narr, sondern ihr Maskottchen.

8. Die Dynastien

Neben die traditionelle deutsche Familienserie, die eine Kleinbürgerfamilie im Aufstiegs- und Abstiegskampf zeigt, trat, nicht zuletzt vom Erfolg der amerikanischen Serien »Dallas« und »Denver« beflügelt, in den achtziger Jahren die dynastische Familienserie, die ein ökonomisches und territoriales »Herrscherhaus« abbildet. So ist es kein Wunder, daß es auch in den Serien um genau das geht, was Karsten Witte so zentral für den nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm hält, nämlich um das Erbe, und die Unternehmungen der Familien sind immer idealisiert gegen die mäandernden, dubiosen Kapitalisten, wie einen Millionär namens Balinger, der ausgerechnet den Spitznamen »KGB« hat, der in einer Folge von »Hagedorns Tochter« («Faule Nüsse«, 1993) die »alteingesessene Gewürzfirma« ruinieren und die Lager in Wohnungen umwandeln will. Das Kapitalismus in den deutschen TV-Serien zeigt sich als einer mit menschlichem und persönlichem Gesicht, mit Wurzeln im »alten Glück«, das Familienunternehmen und die Territorialität herrschen auch hier; sie setzt den Verwandlungsprozeß fort, den der Nachkriegsunterhaltungsfilm mit dem faschistischen Bild des Gründers und Herrschers gemacht hat: die Familialisierung der ökonomischen Macht, die dem kleinbürgerlichen Opfer dieses Kapitals in dieser Form vollkommen einleuchtet: Nicht um Ausbeutung und Marktstrategien geht es, sondern um den heimlichen Kampf zwischen Mann und Frau sowie zwischen den Generationen. Wenn man wissen möchte, warum das Propaganda-Konstrukt vom »Wirtschaftsstandort Deutschland« so gut funktioniert, dann muß man die Unternehmer- und Winzerserien des deutschen Fernsehens befragen.

9. Die Kriminalserie

Die deutsche Kriminalserie ist, auf den ersten Blick und in aller Regel, politisch ausgesprochen korrekt, ja, man könnte sie, mit etwas gutem Willen, als ein Medium von gesellschaftlicher Aufklärung und als Toleranz-Appell sehen, in dem auch Platz für Kritik an der »kalten« Gesellschaft, gar an der Macht des Kapitals unterzubringen wäre. Bei einem genaueren Blick zeigen sich indes eine Reihe von Konstanten: –

Die Konstruktion der Autorität des deutschen Beamten. –

Die antisexuelle Kampagnen, verborgen in einem ständigen, halb faszinierten, halb angeekelten Diskurs über bestimmte sexuelle Milieus (der »Rotlicht«-Bezirk, die »Schwulen-Bars«, etc.). Die Hysterisierung der Sexualität wird, neben den endlosen Talk-Shows, vor allem von der deutschen Kriminalserie geleistet, die, weil die direkte Diffamierung sexueller Minderheiten tabu ist, den Trick anwendet, beinahe überall sexuelle Korruption, Gewalt und Verbrechen zu wittern. Generell wird Sexualität zu einem der Bereiche, die dem fernsehenden Kleinbürger als chaotisierende Impulse überaus suspekt sind, gegen die selbst nur die Methode von Denunziation und ordnender Gewalt hilft. Schwule und Lesbierinnen

sind in den Krimis nicht unbedingt als Feinde identifiziert, sie werden im Gegenteil in Akten scheinheiligen Mitleids »aufgenommen«, sie erscheinen aber vor allem als Magneten für Unheil und Verbrechen. –

Der Triumph der Person über das Recht. Auch in deutschen Polizeiserien wird man daran gewöhnt, für die »gerechte« Sache Gesetzesverstöße, das Außerkraftsetzen von Grundrechten und ein durchaus rechtswidriges Vorgehen der polizeilichen Helden in Kauf zu nehmen. Insbesondere in den achtziger Jahren lösten die eher schmutzigen Bullen wie Schimanski (der schon einmal einen Bösewicht mit Schlaftabletten im Alkohol beiseite schafft) die biederen Kommissare ab, aber schon im Jahr 1977 war »Der Alte« dazu übergegangen, Tonbänder für Verhörmethoden zu fälschen, mit Gewalt zu drohen und Zeugen (etwa mit »schmutzigen« Fotos) zu erpressen. Damals gab es immerhin noch Protest sowohl durch die Medienkritik als auch durch den »Bund Deutscher Kriminalbeamter«, und der österreichische Rundfunk weigerte sich, eine besonders umstrittene Folge zu senden. Damals protestierten Zuschauer gegen die »Erinnerungen an Gestapo-Methoden«; heute scheinen solche Vorbilder eher nützlich.

Georg Seeßlen schrieb in KONKRET 1/96 über die Renaissance des Nazikinos

Konkret 06/96, S. 47

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Wieviel Möbel braucht der Mensch?

Vor Jahren, ein Sonntag wars ein heller im August, da radelte ich im Nordwesten Hamburgs eine Möbelstraße längs, eine Straße nur mit Möbellagern links und rechts bis an den Horizont, so daß ich schon vermeinte, diese unsre **Welt** sei mit nichts als wie mit Möbeln **vollgestellt**. Als ich ein jugendliches Brautpaar **gewahrte**, wie es in ein Möbellagerschaufenster somnambulisch **starrte**. Er so ein Dürrer, Bleichhäutiger, Aknöser, mit schütterm rotblonden Schnäuzer; sie eine Hauptschulabsolventin mit dem Slowmotionblick der bald Niederkommenden. Und wie die zwei evident proletarischen Königskinder da so standen vor diesem kobernden Teilzahlungsschlund, da schoß mir, der ich grad aufgrund körperlicher, sexueller sowie ökonomischer Wohlbefindlichkeit zu bekümmertem Gerührtsein neigte, eine Salve siedendheißes Sentiment in die Gucker, und ein Schrei machte sich fertig in der Kehle:

Tuuz nicht! Flieht den Schrott! Mutiert nicht zu verschuldeten **Möbelmarionetten** / In lächerlichen 200 mal 200 cm **Tigerfellbetten!** / Laßt euch nicht drapieren in zehn Monatslöhne verschlingenden Kusch!Sitz!**Gruppen** / Wie mit Stroh gefüllte Kusch!Sitz!Gruppen!**Puppen!** / Die siebzehnteilige Apricotschleiflackküche »Konstanz«, die Wohnzimmerschrankwand »Bielefeld« aus massiver **Eiche?** / Los, sprecht mir, die Hand auf dem Herzen, nach: Weder cash, noch auf Raten, sondern nur über unsere **Leiche!** / Mensch, Kinder, geht dem Möbelmuff nicht auf den **Leim** / Und haltet frei von diesem Sklavenplunder euer teuer vom Immobilienkapital gemietetes **Daheim!**

So wollte ich, den prospektiven Ratenzahlungsverzugshorror vom Verprügeln der Frau bis zum 2,5 Promille Frustsufftotschlag an der kleinen Sarah-Yvonn im Sinn, aufschrein. Aber ich radelte, den Schrei verschluckt und die Tränen im Ärmel, weiter, unter der Oberhand der Erkenntnis, daß ein einzelner Aufschrei, so gut gemeint er auch ist, wirkungslos bleibt, solange nicht eine starke deutsche Linke sich zwischen ein junges proletarisches Ehepaar und das gleisnerische Schaufenster des Möbelkapitals wirft. Und zwar machtvoll!

***

Wieviel Möbel braucht der Mensch?

Jahre gingen ins Land. Probleme kamen, Probleme gingen, Legislaturperioden wurden eröffnet, Werften geschlossen, Menschen entführt. Da wurde ich dieser Tage auf die m.E. große Frage zurückverwiesen, als mir die in Köln/Rhein beheimatete »Deutsche Preßspan Liga« die Mitgliedschaft antrug:

Deutsche Preßspan Liga

c/o Mischkowski

Scheffelstraße 30 a

50935 Köln

Sehr geehrter Herr Tomayer,

gehören auch Sie zu jener Gruppe Holzkonsumenten, die sich durch eine besondere Vorliebe für Preßspanprodukte auszeichnen? Fallen auch Sie in tiefste Depression beim Anblick einer mit Massivholzmöbeln ausgestatteten Räumlichkeit? Löst auch bei Ihnen der Duft naturbelassener Bio-Möbel (Bienenwachs) einen unwiderstehlichen Brechreiz aus? Spüren auch Sie eine erhöhte Reizbarkeit beim Erfahren biomöbelspezifischer Konnotationen wie Ruhe, Geborgenheit und Nestwärme? Dann sind sie genau richtig in der Deutschen Preßspan Liga, der bislang einzigen Interessenvertretung engagierter Preßspankonsumenten.

Die Deutsche Preßspanliga dient als Forum sowohl für Menschen, denen aufgrund ökonomischer und politischer Rahmenbedingungen die Teilnahme an der sozialen Schicht der Massivholzkonsumenten verwehrt bleibt als auch insbesondere für Menschen, die es aus ideologischen Gründen ablehnen, die Wohnung als kompensatorischen Ort der Ruhe, Geborgenheit und Wärme zu akzeptieren, die es ferner ablehnen, das Zuhause als einen der letzten Freiräume der Selbstbestimmung hinzunehmen, Menschen, für die Freiheit auch heutzutage noch ein Wert ist, der über die eigene Türschwelle hinausweisen muß.

Möchten auch Sie an diesem wichtigen Forum teilnehmen? Dann füllen sie noch heute beiliegende Beitrittserklärung aus und schicken sie an die o.g. Adresse. Sie erhalten dann umgehend die Bestätigung und Ihren Mitgliedsausweis.

gez. Deutsche Preßspan Liga

Die »Deutsche Preßspan Liga«, der ich mittlerweile als Mitglied Nummer **7** gern zugehöre, versteht sich sowohl als allgemeine Notwendigkeit wie als spezifischer Reflex auf das Kölner »Biomöbelhaus« des »graduierten Sozialarbeiters« Johannes Genske, der seine 800 Quadratmeter Ausstellungs- und Verkaufsfläche im »Zeichen des Wassermanns« führt (ein astrologischer Typ, der, so Genske, »sich wenig um Protektion und Ehrungen kümmert bis zu dem Tag, an dem er begreift, daß ihm die Beachtung der allgemeinen Normen schließlich mehr Respekt und Freiheit verschafft als der ewige Aufstand«, und der infolgedessen »beginnt, die traditionelle Moral zu verteidigen und die Gesellschaft von Menschen zu suchen, die integrierter sind als er«).

Aus dem Prospekt des Bio-Möbelhauses Genske:

Unsere Reisen werden immer ferner, unsere Autos schneller, die Welt aufreibender. Wo können wir eigentlich noch innehalten? Unser Zuhause bleibt einer der letzten Freiräume, den wir noch ganz selbst bestimmen können. Wenn Sie auch so empfinden, dann verstehen Sie, warum wir uns nicht für Künstliches aus der Retorte, sondern für Lebendiges aus der Natur begeistern. Wie für die Massivholzmöbel von Team 7, die nach alter Handwerkstradition verarbeitet werden. Zu einer beliebig gestaltbaren Wohnwand zum Beispiel oder zu einer guten Stube, in der man sich geborgen fühlt. Eine Eßecke kann auch ein Ort der Geborgenheit sein. Viel Fußfreiheit hat man an diesem Tisch durch die Mittelsäule, in der auch zwei Einlegeplatten verstaut sind, um den Tisch zu vergrößern.

***

Wieviel Möbel braucht der Mensch?

Ihre Meinung, liebe Lesrin, lieber Leser, würde mich nicht weniger brennend denn der Dornbusch im A.T. interessieren.

Konkret 06/96, S. 48

Hermann Peter Piwitt

Verhüter der Sprache

Im geschlossenen Wahnsystem: Eine Tagung des PEN-Clubs in Heidelberg kreiste um das Thema »Arbeitslosigkeit«

Zu Tagungen des westdeutschen PEN-Zentrums fahre ich gelegentlich, wenn sie an einem schönen Ort stattfinden, wo intelligente Freunde wohnen, die man bei der Gelegenheit treffen kann. Die Veranstaltungen selbst werden von Jahr zu Jahr dürftiger. Der PEN-Club hat genaugenommen nur noch eine plausible Funktion, nämlich sich für inhaftierte Kollegen in aller Welt zu verwenden. Nicht trostreicher ist der Anblick der gewöhnlich anwesenden Mitglieder: Wenige kommen in der Regel von denen, denen hin und wieder noch ein schönes Werkstück gelingt. Und das Wort führen die einseitig rhetorisch Begabten. In den Grenzen von SPD bis »FAZ«/Deutsche Bank treten sie im Plenum für die Freiheit des Geistes ein; aber so mancher, der sich zum Rechthaben im höheren Sinn berufen fühlt, tobt doch nur einmal im Jahr vor Mikrofonen die Ressentiments kleiner Gewerbetreibender auf einem zu engen Markt an Kollegen aus. Gerhard Zwerenz wurde auf dem vorletzten Treffen in Mainz dazu deutlich: Wir mögen einander doch eh alle nicht; aber wollen wir deshalb den Club kaputtmachen?

Das klingt, als sei er je heil gewesen. Er war es nicht. Das lag schon an seinen ebenso hehren wie heiklen Vorsätzen: Daß der Geist von Natur aus Widersacher der Macht sei, ist eben eher die Ausnahme als die Regel. In der Regel ist er ihr – bestenfalls rumorender – Kostgänger. Trotzdem gilt uns eine Gesellschaft bereits als frei, wenn sich der »Geist« darin frei fühlt. Aber war das wilhelminische Deutschland frei deshalb, weil Fontane dort unbehelligt seine dummen militaristischen und nationalistischen Balladen schreiben konnte? Und ist es die Bundesrepublik deshalb, weil es Autoren hier leicht gemacht wird, die sich politisch wunschgemäß verhalten?

Über den ersten Präsidenten des internationalen PEN, John Galsworthy, schrieb der langjährige Präsident des westdeutschen PEN, Hermann Kesten: »Offenbar glaubte er, es müßten nur Autoren aller Sprachen Freunde werden und geschworene Bürgen von Frieden und Freiheit, so müßten ihnen bald alle Völker, ihre Leser, folgen und in Frieden und Freiheit einander wie gute Freunde behandeln.« Doch die Völker und zum Teil die Schriftsteller selbst wählten sich andere »Musenführer«. Für diesen Fall verpflichtete die – immer mal wieder ergänzte – PEN-Charta die Mitglieder konkret, Widerstand zu leisten gegen Rassen-, Klassen- und Völkerhaß, für die Meinungsfreiheit einzutreten, aber auch »Auswüchsen der freien Presse, wie wahrheitswidrigen Veröffentlichungen, vorsätzlicher Lügenhaftigkeit und Entstellung von Tatsachen... entgegenzutreten«. Und tatsächlich gab es entsprechende Sternstunden des PEN, etwa beim Auftritt Ernst Tollers beim internationalen Kongreß in Dubrovnik 1933.

Inzwischen sind Diktaturen alten Stils zumindest in Europa fast verschwunden. Daß Meinungsfreiheit aber auch anders als von Staats wegen unterdrückt werden kann, geht dem PEN augenscheinlich noch immer über den Horizont. Im Weltbild vieler Mitglieder kommt offenbar nicht vor, daß politisch nicht angepaßte Autoren auch einfach über die »unsichtbare Hand des Marktes« aus der Öffentlichkeit sich entfernen lassen; und daß man Tatsachen nicht erst groß zu entstellen braucht, damit, wie derzeit, in allen großen Zeitungen das gleiche steht und das gleiche nicht – auch das bekümmert die Hüter der Sprache wenig.

Und so sieht sie denn aus, ihre Hütertätigkeit: »Sprache ist niemals unschuldig« lautete das Generalthema des Treffens in Düsseldorf 1994. Und das war schon mal höherer Schwachsinn. Denn natürlich können sich nur Menschen schuldig machen, wenn sie mit Sprache bewußt oder gedankenlos lügen. So wie, zum Beispiel, eben gelogen wird mit Formulierungen wie »Arbeitslosigkeit«, »Arbeit schaffen« usf.; so, als hätten Menschen nicht Arbeit von Natur aus immer schon am Hals, wenn sie ihren Lebensunterhalt bestreiten wollen. Wer hindert sie daran nach wessen Recht? Und von den Kapitaleignern die Gnade zu erbitten, nicht nur Güter, sondern auch noch »Arbeit zu schaffen«, so als sei sie ein besonders kostbares, begehrenswertes Gut – ist das etwa keine sprachliche Obszönität?

Wieder einmal kracht die Gesellschaft auf ihr »Fundament« zurück: den Widerspruch von gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung. Und durchaus haben ein paar Politiker, zumindest von SPD und PDS, den alten Schwefelgeruch schon gemerkt; aber den Gottseibeiuns wieder beim Namen zu nennen, wagt keiner. Statt dessen reden sie im nun geschlossenen Wahnsystem der *einen* Welt weiter um das Thema »Arbeitslosigkeit« herum wie mittelalterliche Kleriker um das Geschlecht der Engel. Längst ist man in Wirtschaftsteilen der Zeitungen wieder auf dem Boden der Wirklichkeit. In den Feuilletons aber und beim PEN kriegt man es nicht satt, weltanschaulich weiter zu siegen.

Wenn denn die öffentlichen Veranstaltungen des PEN-West in Heidelberg dieses Jahr, unabhängig von der politischen Tendenz der vertretenen Meinungen, wenigstens ein bescheidenes Maß an Solidität gewahrt hätten! Aber was da bei den Podiumsgesprächen von verschlafenen, schlecht vorbereiteten oder schlicht gewissenlosen Leuten an Nichtigkeiten geboten wurde, war einfach unterirdisch. Und mit einem Club, der sich derart repräsentieren läßt, will sich der Pen-Ost vereinigen? Da muß er schon von allen guten Geistern (und Sponsoren) verlassen sein.

Hermann Peter Piwitt schrieb in KONKRET 5/96 über deutsches Regietheater

Konkret 06/96, S. 50

Kay Sokolowsky

Die Zukunft von gestern ist heute

Warum das Tausendjährige Reich der Deutschen untergehen mußte und warum es doch nicht unterging, beschreiben zwei Bücher des niederländischen Schriftstellers Harry Mulisch

Von den Konzentrationslagern nüchtern zu reden, ist den Tätern vorbehalten und ihren Apologeten. Historiker oder Soziologen, die meinen, sich durch den Jargon ihrer Disziplinen, durch blankes Referat heraushalten zu können aus jeder Polemik, haben bereits akzeptiert, daß die Schlachtbanken der Nazis einsortierbar sind in dasselbe Regal wie die Kreuzzüge oder die Kolonisierung Amerikas. Vor Auschwitz, wo drei Jahre lang Menschen als Objekte sonderbehandelt wurden, hat Objektivität nichts verloren; und nicht tief genug kann in die Invektivenkiste greifen, wer die Schuldigen wirklich beim Namen nennen will.

Gerade weil die Mörder durchaus gelassen die halbe Welt vergasten, erschossen, zerrissen, abspritzten, aufhängten, *ausradierten*; gerade weil diese lustlosen Sadisten und pedantischen Blutsäufer in die Schwärze der Gasöfen blickten und dabei besonnen blieben, macht sich mit ihnen gemein, wer von der millionenfachen Pein und Vernichtung spricht, ohne rot zu werden vor Haß oder wenigstens Scham. Denn so selten ein deutscher Soldat Lustgewinn aus dem Verschütten von Zyklon B zog, so selten auch hat er mehr bereut, als seinen Eifer an eine verlorene Sache gewendet zu haben. Um genauso kalt und wertfrei vom Holocaust zu reden wie die Mörder, müßte man sich mit ihnen, die kalt und wertfrei die Krematorien beschickten, identifizieren, aber wohin führt das?

Und wie, andererseits, polemisch werden über Höß und seine Kameraden, über die Deutschen, die ihrem Führer eifrig Nachschub und Raum bereitstellten für die Gasduschen – wie sie angemessen verfluchen und als den Auswurf der Menschheit zeichnen, der sie gewesen sind: ohne selbst in die Sprache des Unmenschen zu verfallen? Die beispiellose Monströsität, das absolute Grauen der Shoah triumphiert zuletzt noch über den besten Willen; und gleichwie man von Gott nicht sprechen kann, ohne theologisch zu werden, ist über die Konzentrationslager nicht zu reden ohne den Ton entweder Julius Streichers oder den Adolf Eichmanns, jedenfalls nicht auf deutsch.

Im Vorwort, das Harry Mulisch 1994 zur deutschen Übersetzung seines Essay-Romans *Die Zukunft von gestern* verfaßt hat – zweiundzwanzig Jahre, nachdem das Buch in den Niederlanden herauskam – , weist er die Mörder und ihre Kinder gleich im zweiten Absatz darauf hin, wie faul die Zunge ist, in der sie reden: »Deutsch ist die Sprache, in der Hitler, Himmler und Konsorten ihre mörderischen Pläne entwickelten. ... Seit 1945 hat sich in Deutschland alles geändert, außer der Sprache. Man kann in jeder Sprache unbefangener über Deutschland schreiben als in deutsch – das ist etwas, worum ich deutsche Kollegen nicht beneide.« Die sich freilich eher selten den Kopf darüber zerbrochen haben, daß die LTI, die ja nie aus den Mäulern der Täter und den Köpfen ihrer Kinder vertrieben wurde, ein reines Deutsch bis heute unmöglich macht. (Im selben Vorwort erklärt Mulisch Thomas Mann zum »Retter der deutschen Sprache in barbarischer Zeit«, und mehrere Rezensenten haben einzig diesen Satz, der viel mehr Konzilianz als Wahrheit enthält, begeistert zitiert; während die restlichen Sätze ihnen nicht so besonders gefielen.)

Die Zukunft von gestern sollte Anfang der 70er, als Mulisch sie veröffentlichte, ein Nachruf sein, das »Protokoll eines doppelten Fiaskos: das eine ist ein gescheiterter Roman über das Tausendjährige Reich, das andere ist das Tausendjährige Reich selbst«. Doch einen Nachruf zu halten auf etwas, das nie wirklich tot gewesen ist, vielmehr fortspukte durch die Kultur der Rechtsnachfolger und ihre Sprache fünf Jahrzehnte lang, erscheint Mulisch, der an ein Gutes im Deutschen so emphatisch *glaubt* wie nur ein Ausländer dran glauben kann – einen Nachruf zu halten auf das Dritte Reich, erscheint auch ihm, 1994, etwas zu optimistisch: »Hoffentlich ist dieser Bericht nicht das dritte Fiasko«, bemerkt Mulisch in Klammern. »Daß junge Leute (wieder) den Hitlergruß zeigen, Synagogen brennen und Juden erschlagen würden, das war völlig undenkbar, als ich dieses Buch schrieb; ich war nicht der einzige, der dieser Illusion anhing: all das sei für immer begraben.«

Aber »all das« ist ja nie gestorben. Der Dichter Mulisch wußte darum, als er 1952 einen Roman begann, den er *Die Zukunft von gestern* nennen wollte – und brach die Arbeit erst 1962 ab, im Zuge seiner meisterhaften Reportagenserie zum Eichmann-Prozeß, *Strafsache 40/61*. Der Essay, der schließlich aus der *Zukunft von gestern* wurde, besser: der Roman eines Romans, den Mulisch zehn Jahre später drucken ließ, erzählt nur nebenbei die Geschichte, die Mulisch einst erzählen wollte, und viel ausführlicher von der Unmöglichkeit, einer durchaus artifiziellen, d.h. gewaltsam gegen die Wirklichkeit gesetzten Veranstaltung wie dem NS-Staat künstlerisch beizukommen.

Die Zukunft von gestern sollte eine Welt beschreiben, die vom Dritten Reich überrannt worden ist. In dieser Welt – die Handlung spielt im Jahr »1967« – lebt kein Jude mehr; der letzte, J. Robert Oppenheimer, wird in der Reichshauptstadt Germania, vormals Berlin, vor Hunderttausenden gehenkt. »Weit weg in Palästina sendet die untergehende Sonne ihre goldenen Strahlen zu (Eichmanns) Standbild auf dem Berg Zion, wo es über verlassene Täler und Hügel Ausschau hält.« In diesem Tausendjährigen Alptraum, vor dem es kein Entrinnen gibt, der nicht enden wird, ehe wirklich tausend Jahre

vergangen sind, hat die industrielle Vernichtung von Menschen noch lange kein Ende – »Auschwitz (kommt) in Sicht: ein neues Ruhrgebiet, Fabriken, rauchende Hochöfen, so weit das Auge reicht.« Aus diesem Alptraum versucht Mulischs »Held« Otto Textor, einer der wenigen Niederländer, die die Zwangsumsiedlung nach Polen überlebt haben (»arisch« bedeutet inzwischen ausschließlich »deutsch«), zu erwachen und erschreibt sich eine Welt, in der Deutschland den Krieg verloren hätte; sein Buch heißt *Die Zukunft von gestern*, sein Held Harry Mulisch. Aber Textor, gefangen in einer Hölle, die nur zu *denken* Mulisch zwei Jahrzehnte seines Lebens gekostet hat, wird ertappt und ermordet; »seine Phantasterei ... (hat) vor der Wirklichkeit versagt«, weil diese Wirklichkeit selbst die Materialisation einer singulär sadistischen Phantasie ist.

Nur als Exposé hat Mulisch die Geschichte erzählen können: »Es ist die große Qualität und innere Konsequenz meines Romans, daß es ihn nicht gibt – daß er sich selbst zerstört hat. In diesem Sinn ist er ein Meisterwerk.« Denn auch nach dem »Endsieg« wären dem Tausendjährigen Reich die 988 Jahre, die ihm zur Vollendung noch fehlten, nicht vergönnt gewesen. Der Kern der NS-Ideologie heißt Vernichtung – der Juden, der Zivilisation, der Wirklichkeit; die Maschinerie, die Heydrich und Eichmann dafür konstruiert hatten, hätte zuletzt auch die Maschinisten verschlungen. »Der Planet«, um ein berühmtes Zitat aus *Mein Kampf* zu paraphrasieren (das allerdings die Ziele der »jüdisch-marxistischen Weltverschwörung« meint), »würde wieder wie einst vor Jahrmillionen menschenleer durch den Äther ziehen«; zugemauert mit Runentafeln, Monumenten und Totenburgen. Der totale Triumph der Nazis wäre die Versteinerung ihres Wahns gewesen: »Das Tausendjährige Reich war die Verleugnung der Zeit, seiner eigenen tausend Jahre. ... Es war der Tod – das nulljährige Reich.« Weil das Gestern eine Zukunft niemals hatte, niemals haben wollte, ist der Roman *Die Zukunft von gestern* gescheitert.

Glaubt Mulisch; und glaubt es doch selbst nicht. Der einzige Zeuge für die unbedingte Untergangslust der Nazis, den er beibringen kann, ist Adolf Hitler; und den hat der Dichter Mulisch in seinem »Entwurf der nationalsozialistischen Gegenzukunft« von Stauffenberg wegbomben lassen. Er führt also vor, daß der Nationalsozialismus durchaus nicht auf Gedeih und Verderb an Hitler gebunden war. Aber genau dies: daß die Deutschen auch ohne Hitler den systematischen Völkermord, die Unterwerfung Europas, die Auslöschung der Sowjetunion organisiert hätten – dürfte dem Thomas-Mann-Verehrer Mulisch schließlich eine allzu unerträgliche Vorstellung geworden sein.

Die erste Hälfte der *Zukunft von gestern* beschreibt bravourös, wie der Ungeist des Dritten Reichs sich über die Niederlage rettete in den Kalten Krieg, wie der mörderische Bolschewistenhaß der Nazis sie alsbald zu den besten Verbündeten der Amerikaner werden ließ, woher die deutsche Ideologie kommt, von Arminius über Barbarossa bis Wagner, und wie präsent diese Ideologie immer noch ist, 1971, als Mulisch das »faschistische Kabuki in Bayreuth« besucht: »Die achtzehnhundert Zuschauer wurden so still wie bei einer Totenfeier – mit dem Unterschied, daß es hier die Totschläger waren, die verstummten. Ich hätte gern gewußt, ob das Theater auch ausgereicht hätte, die Menschen zu fassen, die von den Anwesenden umgebracht worden waren.«

Aus dieser Wirklichkeit ist *Die Zukunft von gestern* entstanden; diese Präsenz des Nationalsozialismus im Nachkrieg inspirierte und legitimierte Mulischs Roman; »wenn man eine Zeit kennenlernen möchte, muß man ihre Zukunftsvisionen studieren«. Aber 1961, als Reporter beim Eichmann-Prozeß, glaubt er plötzlich, einem Ereignis beizuwohnen, bei dem »die Nazizeit ... endgültig begraben wird«, und damit begräbt er auch sein Projekt. Er hat den Kopf (und Namensgeber) der »Endlösung«, eine »alles verwüstende Rechenmaschine« gesehen, durchschaut, und wurde »verwandelt«. Das genaue Psychogramm, das *Strafsache 40/61* von Eichmann zeichnet, ist das eines »Maschinenmenschen«, eines Beamten, wie ihn jede Polizeidienststelle, jede Asylbehörde braucht, um reibungslos zu funktionieren – gehorsam weder aus Überzeugung noch aus Feigheit, sondern weil er ohne dienstliche Anweisung und Befehl sofort in Katatonie verfiele. Der »Fanatismus«, den Goebbels und Hitler als höchste Tugend eines Deutschen ausschrien, war weder an den Gasöfen noch beim Chef des Gestapo-Amtes IV B 4 gefragt; zweifellos wären Millionen der Vernichtung entronnen, hätte ein *fanatischer* Pg den Holocaust organisiert.

Strafsache 40/61 erklärt Eichmann, den »Maschinenmenschen«, nicht nur zum prototypischen Nazi, sondern zum modernen Menschen schlechthin: »Er ist das Ideal der Psychotechnik«, das perfekte Produkt von Entfremdung und Reklame. »Millionenfach läuft er auf Erden herum«, und mit dieser Erkenntnis – die Mulisch zehn Jahre später, vielleicht aus Selbstschutz, verdrängt hat – wird der Roman *Die Zukunft von gestern* obsolet. Eichmann ist die Zukunft; und indem Mulisch ihn beschreibt, hat er schon alles gesagt, über die Latenz eines neuen Tausendjährigen Reichs ebenso wie über den vermutlich noch perfekteren Terror, den es entfesseln würde.

Das heißt – er hat alles gesagt, was sich sagen läßt; für das Grauen der Shoah hat auch Mulisch keinen Namen: »Hier fängt die Sprachlosigkeit an.« Eichmann freilich fand einen Namen dafür, und er kann in Jerusalem darüber sprechen, in endlosen Sätzen; sein Jargon ist die »Sprache der Einkommenssteuererklärungen und Gerichtsprotokolle, ins Wahnsinnige vervielfacht. Diese Art des Redens ist der Faschismus.« Aber auch die andere Art des Redens, die polemische, die im Eichmann-Prozeß vom Staatsanwalt Gideon Hausner angeschlagen wird, versagt vor Auschwitz und seinem Konstrukteur. Hausner stellt die Nazis dar »als eine Bande wüster Gangster, die zügellos ihre bestialische Mordlust stillen«, doch der

»farblose Gasarbeiter«, auf den er dabei zeigt, wird diesem *Bild* überhaupt nicht gerecht. Das Grauen, für das Eichmann steht, wirkt plötzlich so klein wie er selbst.

Also am besten überhaupt nicht mehr reden über das Grauen des Holocaust? Dichtungen über das Tausendjährige Reich für immer in den Giftschrank sperren? Mulischs Ausweg aus diesem Dilemma ist, in der letzten Fassung der *Zukunft von gestern*, die Verwandlung seines Romans in Reflexionen über diesen Roman, in ästhetische Exkurse, Anekdoten und poetische Fragmente. Er ist an seinem Thema gescheitert, und der Enthusiasmus, mit dem er im letzten Kapitel seines Buchs den Mai 68 in Paris schildert (als »Entwurf der freien Gegen-Gegenzukunft«), klingt viel zu sehr nach Pfeifen im Walde, um ausschließen zu können, er sei an seinem Thema nicht auch verzweifelt. Angemessener jedoch als durch sein Scheitern und seine Ohnmacht vor dem maßlosen Grauen, das die Deutschen über die Welt brachten, hätte Mulisch das Dritte Reich nicht beschreiben können.

Und die Kunstschriftleiter des Vierten Reichs zeigen Wirkung. In einem nachgerade mustergültig ignoranten und arroganten Verriß für die »FAZ« erklärt Dirk Schümer das Buch für, erstens, »wenig originell« und, zweitens, überflüssig, spreche doch schon »die Realität der Verbrechen eine zu eindeutige Sprache«. Eindeutig – die Zukunft von gestern ist heute.

Harry Mulisch: *Die Zukunft von gestern. Betrachtungen über einen ungeschriebenen Roman*. Übersetzt von Marlene Müller-Haas. 260 S., Edition Tiamat, Berlin 1995, 38 Mark

ders.: *Strafsache 40/61. Eine Reportage über den Eichmann-Prozeß*. Übersetzt von Johannes Piron. 240 S., Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1995, 14 Mark 90

Kay Sokolowsky schrieb in KONKRET 5/96 über den Filmstar Bruce Willis

Konkret 06/96, S. 52

Klaus Bittermann

Buch & Deckel

Margret Boveri: Tage des Überlebens. Berlin 1945. Eichborn Verlag (Die andere Bibliothek, Bd. 136), Frankfurt 1996, 364 Seiten, 48 Mark

Auffallend an den Berichten aus der unmittelbaren Nachkriegszeit ist die eigenartige Realitätslosigkeit der Deutschen, die u.a. auch die Auslandsreporterinnen Martha Gellhorn oder Janet Flanner beschrieben haben. Die abseitigen Ansichten der Deutschen und ihre überwältigende Ignoranz, die heute so verblüffen, waren jedoch aus der völligen Isolation von der Außenwelt entstanden, als es Nachrichten nur in Form von Gerüchten gab. Wer mitten drin steckte im umkämpften und von den Russen besiegten Berlin, dessen Horizont war nur aufs Überleben gerichtet. Unter diesen extremen Lebensbedingungen kann man selbst von klugen und gebildeten Personen nicht erwarten, daß sie frei von Ressentiments sind.

Dies war auch der Grund, warum Margret Boveri ihre zwischen dem 3. Februar und Anfang September 1945 geführten Tagebuchaufzeichnungen eigentlich erst nach ihrem Tod veröffentlichen lassen wollte. Sie dachte, daß einige der von ihr geschilderten Vorfälle als »antisowjetische Propaganda mißbraucht« werden würden, aber dann entschloß sie sich 1968, nachträgliche Kommentierungen einzufügen, um ihre Irrtümer gerade zu rücken, aber auch, um mit Zitaten aus Trumans *Memoiren*, der »Times«, Wehrmachtsberichten u.a. ihre eingeschränkte Wahrnehmung zu kontrastieren.

Margret Boveri, als Tochter eines berühmten deutschen Biologen und einer Amerikanerin zweisprachig aufgewachsen, arbeitet zwischen 1939 und 1943, also bis zum Verbot des Blattes, als außenpolitische Korrespondentin der »Frankfurter Zeitung«, zuletzt in Lissabon, dem Sprungbrett der Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland in die Neue Welt. Sie aber kehrt nach Berlin zurück. Man erfährt nicht, warum sie das tut, ihr scheint das, obwohl sie alles andere als eine Nazi-Anhängerin ist, selbstverständlich zu sein. Zu Hause muß sie dann feststellen: »In einer umkämpften Stadt zu leben, scheint mir nicht heroisch zu sein. Man stopft Strümpfe und wüßte gern, was sich ereignet.« Noch ist sie souverän und gelassen, als sie einen deutschen Soldaten darauf hinweist, daß man sich über die Rache der Russen nicht wundern dürfe, schließlich »haben wir uns ja in Rußland auch nicht lieb benommen«. Sie registriert, wie »jetzt offen auf die Partei geschimpft (wird), wozu ja nun kein Mut mehr gehört«, und sie erzählt den neuesten Witz: »Pg – Pech gehabt; Vg – vorsichtig gewesen«.

Aber dann wird sie mit den Plünderungen und Vergewaltigungen der Sieger konfrontiert. Trotz ihres Erschreckens bewahren die Notate eine komische Dimension. Auf das »Frau komm mit« der russischen Soldaten lassen sich die Frauen bald einfallen: »Ich Syphilis.« Niemand möchte mehr den Spruch hören »Lieber ein Russe auf dem Bauch als eine Bombe am Kopf«. Aber letztlich, so kommentiert sie später und läßt damit die vielen alten und neuen kalten Kriegspropagandisten auflaufen, hat sich die Praxis des »Frau komm mit« vielfach »freundlicher« abgespielt, als von ihr zunächst geschildert.

Jeden Tag aufs Neue sehnt Boveri die Amerikaner herbei in der Hoffnung, daß dadurch die Willkür der Russen beendet werden würde. Als sie schließlich da sind, erbittert sie, daß sich viele Frauen den GIs in »unwürdiger Weise« an den Hals werfen: »Überhaupt – es geht nicht nur mir so: das Bedürfnis nach Zurückhaltung steigt, und das Nationalgefühl ... wächst.« Merkwürdig auch ihre Bemerkung, die sie nach einer Reise mit Hindernissen durchs besiegte Deutschland gemacht hat: »Ich kenne nun Deutschland auf eine neue Art und glaube trotz allem Zusammenbruch und allem, was täglich auf uns eingehackt wird, an unsere Substanz wie nur je.«

Kein Wunder, daß Dolf Sternberger sie einer »intellektuellen Klatschatmoshphäre« zurechnet. Die Antipathie dürfte auf Gegenseitigkeit beruht haben, jedenfalls wäre Boveris Tagebuch eine Fundgrube für das *Wörterbuch des Unmenschen* gewesen. Und dennoch ist *Tage des Überlebens* ein höchst aufschlußreiches Dokument über die geistige Verfaßtheit der Deutschen im Jahre 45.

Konkret 06/96, S. 52

Michael Hahn

Buch & Deckel

Roger Martin: AmeriKKKa: Der Ku-Klux-Klan und die Ultrarechte in den USA. Aus dem Französischen von Ilse Utz. Rotbuch Verlag, Hamburg 1996, 311 Seiten, 38 Mark

Normalerweise sind es »rororo aktuell« oder »Spiegel«, die zu jedem erdenklichen Thema schon nach wenigen Wochen ein flottes »Buch zur Schlagzeile« auf den Markt werfen. Dieses Mal hatte Rotbuch die Nase vorn. Ein knappes Jahr nach dem Terroranschlag in Oklahoma City vom 19. April 1995 veröffentlichte der links angehauchte Verlag ein »Sachbuch« über die Ultrarechte in den USA.

Womit Rotbuch das knappe Jahr verbracht hat, ist allerdings nicht ersichtlich. *AmeriKKKa* ist die deutsche Übersetzung einer schon 1989 erschienenen Reportage des französischen Krimi-Autoren Roger Martin. Offensichtlich ohne die ersten sieben Kapitel noch einmal durchzusehen und zu korrigieren, hängte der Autor Anfang 1995 einfach ein achtes Kapitel an; nach dem Anschlag von Oklahoma formulierte die Übersetzerin eine sechszeilige aktuelle Fußnote zum Thema und der Verlag den Klappentext. Das war's.

Schon dieser Klappentext verheißt nichts Gutes. Beim Wiederaufschwung des nordamerikanischen Rechtsradikalismus »zieht der Ku-Klux-Klan insgeheim die Drähte«, wird da behauptet. Spekulationen über verborgene Drahtzieher haben noch jede linke Analyse versaut. So ist es auch hier. Mit dem Material, das Martin vor zehn (!) Jahren im Anti-KKK-Archiv »Center for Democratic Renewal« in Atlanta eingesehen hat, will er belegen, daß der Klan bis heute die zentrale Rolle in der rechtsradikalen Szene in den USA spielt. Ausführlich werden längst aufgelöste überregionale KKK-Organisationen beschrieben und lange Listen von obskuren KKK-Grüppchen aufgezählt, die nichts beweisen außer der Profilierungs- und Streitsucht ihrer Möchtegern-Führer.

Ein ganzes Kapitel widmet Martin den altertümlichen Riten und Gewändern des Kapuzen-Klubs, »ohne die einem die Geheimorganisation verschlossen bleibt«, und muß doch wenige Seiten weiter zugeben, daß die meisten verbliebenen Klansgruppen heute Militäruniformen tragen und ihre Führer sich lieber »Director« als »Imperial Wizard« nennen. Wer die heutige rechtsradikale Szene und vor allem den Aufschwung der nationalrevolutionären Miliz-Bewegung in den USA verstehen will, kann getrost darüber hinwegsehen, daß der Schatzmeister einer Klansgruppe »Klabee« genannt wird und sich Mitglieder mit der geheimen (?) Abkürzung »Ayak« (Are you a Klansman?) grüßen.

Der (schon immer in eine Vielzahl konkurrierender Gruppen gespaltene) KKK war jahrzehntelang die wichtigste nichtstaatliche rassistische Terrororganisation in den USA. Heute spielt er fast keine Rolle mehr. Der Niedergang des KKK war schon Ende der 80er Jahre absehbar, als Martin die erste Auflage seines Buches verfaßte. Die Mitgliederzahlen gingen zurück, die wichtigsten Klansführer sattelten um: David Duke, den Martin mehrmals erwähnt, vertauschte das Kapuzenkostüm mit Schlips und Kragen und trat der republikanischen Partei bei (s. KONKRET 3/92). Daß der wohl bekannteste ehemalige KKK-Führer der USA im November 1991 beinahe zum Gouverneur von Louisiana gewählt worden wäre, kommt in *AmeriKKKa* nicht vor: Martin war zwischen den beiden Buch-Auflagen sicher anderweitig beschäftigt.

Dabei bedeutete Dukes Beinahe-Wahlsieg einen entscheidenden Durchbruch: Der Ex-KKKler bewies, daß eine geschickte Mobilisierung der rechtsradikalen *grassroots* das traditionelle republikanische Establishment besiegen und die Partei zumindest auf regionaler Ebene kontrollieren kann. Pat Buchanan (den wohl nur sein katholischer Taufschein vor einer Führungsrolle im traditionell protestantischen KKK bewahrte) nahm bei den Präsidentschaftsvorwahlen 1992 den Ball auf und erzielte einige Achtungserfolge gegen George Bush, vier Jahre später lehrte er mit Dukes Unterstützung Bob Dole das Fürchten.

Louis Beam, ein anderer Klansführer der 70er Jahre und inzwischen Kopf der nazistischen »Aryan Nations« (bei Martin ist Beam noch »heute ein hohes Klan-Mitglied«), steht für die »Nazifizierung« des KKK in den 80er Jahren. Diese Entwicklung, die Martin »nur« als wachsende Gewaltbereitschaft versteht, bedeutet eine strategische Neuorientierung der radikalen Rechten in den USA. Ziel ist nicht mehr eine *Unterwerfung* von Schwarzen und Latinos, sondern ihre *Vernichtung*. Der bürgerliche Staat wird nicht mehr unterstützt (wie zu KKK-Zeiten), sondern bekämpft. »Zionist Occupational Government« nennen die »Aryan Nations« die US-Bundesregierung. Dieser »national-revolutionäre« Schwenk hat sich schon vor Martins erster Auflage abgezeichnet, spätestens seit dem Oklahoma-Attentat ist er offensichtlich. Mit den »Bürgermilizen«, die in den vergangenen drei Jahren in allen Landesteilen entstanden sind, existiert in den USA heute eine schwerbewaffnete rechtsradikale Bewegung, die mit dem altertümlichen Mummenschanz des KKK nichts zu tun hat, sondern hochmodern ist und selbst bei einzelnen Kongreß-Abgeordneten über offene Sympathien verfügt.

Weil Martin sich nicht mit politischen Analysen den Kopf zerbrechen will (»*AmeriKKKa* ist kein theoretisches Werk«), bietet er ein chaotisches Sammelsurium an Verbrechensberichten und Reportage-Fragmenten und vergißt nicht zu erwähnen, daß Skinheads sich »sogar die Geschlechtsteile« tätowieren. Der Stil paßt dazu: Der Krimi-Autor schreibt

grundsätzlich im Präsens, was wohl Spannung erzeugen soll, aber für einen historischen Überblick nicht gerade hilfreich ist. Und es ist nur konsequent, daß das Buch über kein Register verfügt und die Bibliographie offensichtlich mit dem Zufallsgenerator erstellt wurde.

Konkret 06/96, S. 53

Werner Pirker

Buch & Deckel

Leo Trotzki: Die Balkankriege 1912-13. Arbeiterpresse Verlag, Essen 1996, 585 S., 48 Mark

»So tritt vor unseren Augen aus dem Chaos und der Finsternis des Balkans eine vereinigte Sektion der Sozialistischen Internationale hervor«, frohlockte der Balkan-Berichterstatter Lew Dawidowitsch Trotzki in der »Prawda« vom 1. August 1910. Die Balkan-Kriege 1912-1913 – der erste in panslawistischer Solidarität gegen die Osmanen, der zweite als ein den Petersburger Panslawisten zufolge »schändlicher Bruderkrieg« der einen nationalen Wiedergeburt gegen die andere – erlebte der russische Revolutionär in der Rolle eines kühlen Analytikers. Die nationale Sache, die hüben wie drüben die Volksmassen für verrottete Dynastien und ihren größenwahnsinnigen kleinbürgerlich-demokratischen Anhang in Bewegung setzte, war nicht Trotzkis Sache.

Die vereinigte Balkan-Sektion der Internationale ist nie Realität geworden. Auch nicht die auf der Solidarität des Proletariats begründete Föderation der Balkan-Völker. Entstanden ist der Nationalitätenstaat Jugoslawien. Doch dessen Ideologie war nicht der Internationalismus, sondern der Jugoslawismus, der zum erbarmungslosen Feind seiner selbst wurde. Denn er zielte nicht auf die Aufhebung der Nationen, sondern auf deren Bewahrung. Das jugoslawische Selbstverwaltungsmodell, das die nationalen Widersprüche liebevoll pflegte, wurde zur Voraussetzung seiner eigenen Aufhebung. Auch die jugoslawische Sache wäre nicht Trotzkis Sache gewesen.

Chaos und Finsternis haben den von den Partisanen befreiten Balkan wieder eingeholt. Tudjman versöhnt Tito mit Pavlevic, Karadzic gebärdet sich als ideeller Gesamtserbe wie einst der Fürst Nikola von Montenegro. Die Janitscharen des Alija Izetbegovic reiten gegen Großserbien. In Belgrad ruht Slobodan Milosevic, von seiner Umgebung als Weiser und Prophet gefeiert, in sich selbst und erinnert an den damals einflußreichsten serbischen Politiker, Nikola Pasic, »dessen außergewöhnliche Intuition und Gabe einer hervorragenden Orientierung«, die ihn aus allen Stürmen der Zeit gestärkt hervortreten ließ, Trotzki so sehr in Erstaunen versetzte.

Der russische Balkan-Korrespondent kannte sie längst: die Tschetniks und die Haudegen von der IMRO (Innere Mazedonische Revolutionäre Organisation), die »Poeten ohne poetische Begabung«, die Propheten des »unvermeidlichen Krieges«, die in ihrem Drang nach nationaler Selbstbestätigung den Großmächten die Spielbälle servierten. Nicht ahnen konnte er, daß die imperialistischen Mächte 80 Jahre später ihre Hegemoniepolitik menschenrechtlich begründen und den marktkonformen Atavismus der Völker als Kampf zwischen den Kindern des Lichtes und den Kindern der Finsternis präsentieren würden. Da ist nun doch einiges Wasser die Donau, Drava, Morava und Drina hinuntergeflossen, bevor Peter Handke sich zu seiner winterlichen Reise aufmachte, um *Gerechtigkeit für Serbien* zu fordern.

Trotzki anerkannte das Recht unterdrückter Völker auf Befreiung, für realisierbar hielt er es aber nur über die soziale Emanzipation. Der Slawophilie der russischen Demokraten begegnete er mit tiefer Verachtung. Heute freilich ist die »russische Demokratie« genau entgegengesetzt positioniert. Russische Solidarität mit den Balkan-Slawen gegen die Nato-Aggression mußte dem Kreml erst abgerungen werden. »Den besten Dienst werden wir den bosnischen Serben, wie überhaupt allen unterdrückten Völkern erweisen, wenn wir Nikolai II. die Krone vom Haupt reißen!« Waren das noch Zeiten...

Konkret 06/96, S. 54

Regina Keller

Wunderwaffe Hera Lind

Dämliches Personal aufmarschieren lassen, dann draufhauen und so die Leserinnen bei Laune halten: ein Erfolgsrezept

Daß Mist Mist ist, muß in KONKRET nicht extra nochmal stehen. Das wissen wir Besserverstehenden sowieso, ohne hinzugucken. Warum dann doch ein Wort oder zwei zum Phänomen Hera Lind? Eben weil es sich um ein Phänomen handelt. Hera Lind hat Erfolg als Autorin und als Person. So etwas ist nicht ungewöhnlich. Interessiert hat mich das ganze quasi geschlechtsspezifisch, denn Hera Linds Fans sind vermutlich zu 99,9 Prozent weiblich. Es geht also um die Millionen Fliegen, die sich bekanntlich nicht irren, und um die bewußten Haufen. Wer hat sich da gefunden?

Die Erforschung fing im Zug an. Ich fuhr zu einer Tagung über die neuere Geschlechterdiskussion und hatte Linds neuestes Werk *Die Zauberfrau* als Reiselektüre gekauft. Es war mir dann doch peinlich, das Buch rauszuholen, zumal mein Nebenmann, jung und unauffällig, ein so seriös wirkendes blauleinernes Buch in Händen hielt. Dann bekam ich zufällig mit, daß schräg vor mir im Großraumwagen ein nett aussehendes junges Mädchen und eine schicke ältere Frau ins Gespräch kamen. Sie hielten einander schwesterlich begeistert ihre jeweilige Lektüre mit lustig buntweißem Cover hoch. Einmal *Ein Mann f□ r jede Tonart* und einmal *Das Super□ eib* Ich hörte, wie die Ältere zur Jüngeren sagte, sie habe zuerst den wunderbaren Film gesehen und wolle jetzt nochmal nachgenießen. Irgendwann konnte ich mit heimlichem Schielen auch erkennen, daß mein Nachbar ungelogen Genschers Erinnerungen las. Soviel erstmal zur Geschlechtertrennung. Meine *Zauberfrau* habe ich dann doch erst unbeobachtet zu Hause gelesen. (»Daniela Paletti, die einen Reißer nach dem anderen auf den deutschen Buchmarkt katapultierte. Und deren Romane alle deutschen Frauen jeden Alters heimlich unter der Bettdecke lasen. Ich natürlich auch.«)

Als ich mir in der Hamburger Zentralbibliothek noch weitere Linds ausleihen wollte und keine im Regal fand, erfuhr ich von der Bibliothekarin, daß es monatelange Vorbestellungen gebe, und wenn es nach den Wünschen der Leute ginge, könnten sie sich dumm und dusselig an Lind-Nachschub kaufen. Auf der hauseigenen Taschenbuchbestsellerliste der größten Hamburger Buchhandlung stand die *Zauberfrau* im selben Monat Mai auf dem 1. und das *Super□ eib* auf dem 2. Platz. Und was viel komischer war, auf der April-Ostsellerliste des »Neuen Deutschland« war wiederum das *Super□ eib* Nr. 2 und die *Zauberfrau* Nr. 7. Nachdem ich letztere gelesen habe, frage ich mich, ob meine Ostschwestern den Westen nun endgültig für komplett durchgeknallt halten oder ob sie etwa die Lindbücher als neuen Knigge für die moderne Frau lesen. Vermutlich verläuft die Grenze in punkto Ersatzbefriedigung gar nicht mehr entlang der alten Mauer, sondern, siehe Zugbegleiter, entlang der neuen Geschlechterdifferenz.

Inzwischen habe ich ein Buch gelesen, zwei Filme geguckt, drei Talkshows gesehen und null Lesungen besucht. Und irgendwie paßt das alles gar nicht so recht zusammen und auch nicht zu den gedruckten Selbstäußerungen von Hera Lind. Da ist erstmal die »echte« Hera, gestylt als vollnatürliche Durchschnitts-Femme-à-famille (»Ihr Lieblingsschriftsteller? Hermann Hesse«; »Ihr Hauptcharakterzug? Positive Lebenseinstellung«; »Ihr Motto? Frisch – frech – fröhlich – frei«; »Was wäre für Sie das größte Unglück?« »Krieg, der meine Kinder beträfe«). Da sind weiter die Filme, Marke plumpes neues deutsches Lustspiel. Nach Büchern der Autorin und mit von ihr selbst verfaßten Drehbüchern und der Besonderheit, daß der Handlung meist jede innere Plausibilität abgeht, dafür aber Frauenherzenswünsche aufs wunderbarste erfüllt werden: Im *Super□ eib* heiratet ein naives junges Dummchen, man weiß nicht wie, den begehrten TV-Starregisseur, schreibt strohwitwig alleingelassen ihr Leben auf und landet damit unter Pseudonym einen Bestseller, den ihr ahnungsloser Mann verfilmen will. Da aber zeigt sie es dem eitlen Tropf – und all wir anderen verkannten weiblichen Genies mit ihr. Reihenweise sinken andere Männer ihr in die Arme – und all uns anderen Mauerblümchen hoffentlich auch!

Dann ist da drittens eine patente, aufgeschlossene Talkmasterin, die in scheußlich biederem Frische-Hausfrau-Outfit interessiert nachfragt und zuhört und Menschen als freundliche Sozialrundenleiterin miteinander ins Gespräch bringt. Nicht gemein, nicht witzig, nicht schmierig, nicht grell, nicht tiefschürfend, nicht ausbeuterisch, sondern anständig. Dem genreüblichen Menschenmix wird Allerweltsmäßiges zu Allerweltsthemen entlockt. Das reißt nicht vom Hocker, ist aber auch nicht eklig wie fast alles Getalke sonst. Sondern auf TV-Niveau irgendwie »pädagogisch wertvoll«. Welche Charakterisierung allerdings für die Buchautorin Lind wiederum auf die Liste ihrer Haßwörter gehört. Wie überhaupt in den Büchern – vier sind es bisher, und kein Ende ist abzusehen – eine Hera Lind drauflosquasselt, die mit der netten TV-Lehrerin wenig zu tun hat. Wirkungsmäßig sozusagen die originalere. Denn das Schreiben ist die eigentliche Selbstentdeckung des Multigenies – nach dem Singen selbstverständlich. In ihren Büchern läuft sie zu jener Hochform auf, die ihr das besagte Millionenpublikum zugeführt hat. Und die ich unerträglich finde. Was erstmal mein Problem ist: Dann lies doch was anderes, wenn du keinen Sinn für Komik hast. Muß ja nicht immer alles allen gefallen!

Vor einiger Zeit, als ich mit einer Freundin mal wieder das schöne, fruchtlose Projekt: Man müßte einfach einen Bestseller schreiben! am Wickel hatte, erzählte sie von der Wunder-Hera. Wir besorgten uns ihr erstes Buch, um zu gucken, wie man das anstellt, und kamen nicht über die ersten 20 Seiten raus. Wir waren witzallergisch und ließen die Idee fallen. Die

Zauberfrau habe ich nun aber pflichtschuldigst zuende gelesen und möchte dazu erstens einen Vorwurf und zweitens eine Beweinung loswerden.

Nicht, daß eine Autorin Erfolg hat, soll kritisiert werden. Nicht, daß ein Verlag gerne mal richtig abkassiert. Das sei ihnen gegönnt. Nicht, daß Bestseller meist von minderer Qualität sind. Das weiß man. Nicht, daß da jemand geradezu zwanghaft witzig ist (»Ich setze mich hin, schreibe und lache mich kaputt«). Auch wenn für mich persönlich – abgesehen von all den wahnsinnig lustigen sprechenden Namen (»Elvira Merkenich-Miesmacher« oder »Herr Schmitz-Nittenwirm«, lesen Sie mal ein u fürs i) – die grausige Grenze des Lindschen Komikvermögens, der Urwitz sozusagen, in folgender Passage gipfelt: »Ich fand welche (Zigaretten). Ich nahm eine heraus. Und jetzt? Wohindemith?« Mit diesem Kopf, der vor launigen Einfällen nur so sprüht. Na, dorthin, wo er gefällt und Nutzen bringt. Was schert uns empfindliche Seelen das. Nur daß dieser launige Kopf so unschuldsfröhlich nicht ist.

Die Heldin der *Zauberfrau*, Seriendarstellerin in einer TV-Seifenoper, hat Lust, ein Buch mit Reden an Frauen zu schreiben, und die Freundin rät ihr: »Diese Jammerei um das verkorkste Elternhaus lockt kein Schwein mehr hinter dem Ofen hervor. Das ist megaout! Denk dran: Du bist eine starke Frau. Du gehst als Siegerin aus diesem Dialog hervor. Und dein Publikum muß sich auch als Sieger fühlen!« Und wie geht das Siegen? Ganz einfach. Man erklärt den Rest der Welt für doof. Ausnahme: die eigenen Prachtkinder. Selbst der Ehemann Ernstbert ist doof. Wieso sie überhaupt mit dem zusammenlebt, bleibt unerfindlich. Aber, wie gesagt, Logik und Handlungskohärenz sind nicht Linds Fall. Lesben z.B. sind oberdoof: Die Heldin wird zu einer doofen Talkshow geladen, in der auch zwei »Lebensgefährtinnen« auftreten. »Selbstgestrickte Pullover, Marke formlos, gedribbelte, verwaschene Halstücher, abgewetzte, ausgebeulte Cordhosen und ausgelatschte Stiefel. Die Frisuren waren kurz und platt und grau, Modell Küchenschere. Sie mußten schreckliche Angst haben, daß sie jemals ein Mann auch nur mit einem Seitenblick bedenken könnte. Doch diese grauenvolle sexuelle Belästigung hatten sie so für immer von sich abgewendet.«

Kurzum, der ganze so gerühmte Lindsche Witz ist dumpf und gemein und funktioniert immer nur auf Kosten anderer. Ich bin groß, weil ich dich kleingekriegt habe. Der Spießer und, fürwahr, die Spießerin in mir tarnt sich als Spießerin in dir und allen, allen anderen. Und um diese Kritik abzuschmettern, projiziert die Autorin sie im Roman nicht ungeschickt wiederum auf die anderen. Den doofen Literaturagenten Niedrich zum Beispiel: »Ist mit dieser neuen Welle der Möchtegern-Schreiberlinge etwa ein ganz neues Lese- und Theaterpublikum ... aufgetaucht? Lesen, da heute die Nicht-Schriftsteller schreiben, jetzt auch die Nicht-Leser ... Oder sind es vor allem jene Scharen von Noch- oder Schon-nicht-mehr-Hausfrauen, die in dem heftigen Drang, sich zu emanzipieren, jäh an der geschwächten Lese- und Theaterfront aufmarschieren und die Kultur mit Löffeln fressen, anstatt Löffel zu spülen?«

Dämliches Personal aufmarschieren lassen, dann draufhauen, vom Durchschauerposten aus lächerlich und fertig machen und so die Leserinnen bei Laune halten. Mit dem Ködertrick, man selber sei im Grunde wie sie: Ich bin gar nichts Besonderes. Nur mit einem kleinen bißchen »Witz und Rotz und Sex« und manch lustigem Pipi-Popo-Pimmelwitz (»die längste Praline der Welt«) bin ich, ohne es zu wollen, ganz plötzlich berühmt geworden, und nun kann ich mich vor Männern kaum retten. Das ist im Kern die Lindsche 90er-Jahre-Aschenputtel-Botschaft für Superfrauen. Und die führt zur angekündigten Beweinung. Wenn das »Feminismus light« ist, wie die Kritik einhellig schmunzelnd lobt, dann war□s das wohl mit dem Feminismus.

Wenn so die Früchte des Zorns aussehen, der vor zwanzig Jahren die zweite Frauenbewegung in Gang setzte! Damals wären diese Bücher übrigens ausgelacht worden. Allerdings von jenen Frauen, die all die Mir-geht-es-schlecht-weil-ich-Frau-bin-Literatur begeistert verschlangen. Und selbsterfahrend selber schrieben, aus dem Bauch heraus. Auch Hera Lind strahlt: »Ich schreibe aus dem Bauch heraus. Es fliegt mir einfach zu.« Mit dem schreibenden Bauch, auf den Frauen so stolz sind, ist das jedoch so eine Sache. Der hat, wie vernommen, immer einen direkten Draht zu dem, was in der Luft liegt, was alle hören wollen. Und da muß es wohl ziemlich schlecht um die Frauen bestellt sein, wenn sie wieder das alte Lied in neuer Melodie hören wollen. Vornerum scheinheilig klein und bescheiden tun und hintenrum hacken und giften, dann kommt er schon, der Traumerfolg und mit ihm auch der Traummann.

In einer Zeit, wo Männer wieder Männer sind und in den Krieg ziehen wollen, verlegen offenbar auch Frauen sich mit neu gepolstertem Ego auf ihre Sorte Tarnkrieg der weiblichen Waffen. Ganz schöne Scheiße.

Regina Keller ist freie Journalistin und lebt in Hamburg

Konkret 06/96, S. 56

Carsten Otte

Melodie & Rhythmus

Unreine Musik
Hans Werner Henze zum 70. Geburtstag

Die Aufgabe des Komponisten, schrieb Hans Werner Henze 1973, nachdem er ein Jahr zuvor schon mit einem Wahlaufruf für die DKP das deutsche Feuilleton beunruhigt hatte, bestehe darin, »engen Kontakt mit der Arbeiterklasse zu suchen, demütig, aufmerksam, lernend«. Was seine eigene Musik anbelangt, verzichtete Henze stets darauf, von der Arbeiterklasse zu lernen, im Gegensatz etwa zu Eissler, dessen Kompositionen oft den Nachteil haben, daß sie das Proletariat politisch aufklären wollen, indem sie ihm musikalisch entgegenkommen. Henze machte es genau umgekehrt: 1968 schrieb er das hochkomplexe Oratorium »Das Floß der Medusa« und erklärte, daß es als »Requiem für den Comandante Ernesto Guevara zu betrachten« sei. Da mußten sich die Freunde der Revolution, die bislang nur Pink Floyd und die Rolling Stones gehört hatten, nun plötzlich mit Musik beschäftigen, die im Haschischrausch nicht zu konsumieren war.

Henzes sechste Sinfonie für zwei Kammerorchester sollte sogar eine »Musik gegen die Bourgeoisie« darstellen, und sie war es nicht nur, weil der Komponist sie mit dem kubanischen Nationalorchester 1969 in Havanna uraufführte. Man hört in diesem 40minütigen Stück neben den traditionellen Orchesterinstrumenten auch ein Banjo, eine E-Gitarre, eine elektrisch verstärkte Violine sowie ein Schlagzeugarsenal, das unter anderem auch aus Stahlplatten, Ketten und hängenden Bambusrohren besteht. Henze setzt diese Geräte nicht ein, um die traditionellen Instrumente »plattzumachen«, im Gegenteil: Die Stahlplatten »harmonieren« mit den Streichern. Henze wußte schon damals, daß antibürgerlich gemeinte Effektkomposition konservativ ist, weil sie vom Bürgertum als Exotenmusik akzeptiert wird. Wie revolutionär seine sechste Sinfonie tatsächlich ist, zeigt die Bearbeitung von Liedmaterial, wie zum Beispiel die Improvisation im dritten Satz über den »Son«, ein folkloristisches Motiv aus Kuba. Henze läßt den »Traditional« in die zerbrochene Welt seiner Neuen Musik einmünden; nahezu dialektisch geht er vor, denn der kubanische »Son« geht nicht unter, sondern wird auf einem musikalisch höheren Niveau präsentiert. Im ersten Satz jener Revolutionssinfonie integriert Henze das Lied der vietnamesischen Befreiungsfront »Sterne der Nacht«, im zweiten die Freiheitshymne von Mikis Theodorakis, die dieser, nachdem er 1967 von der faschistischen Militärjunta in Griechenland verhaftet worden war, im Gefängnis komponiert hatte. Henze nimmt der Freiheitshymne das klebrige Pathos und bestärkt damit das originäre Anliegen des Stücks.

Die Musik Henzes laboriert an den Widersprüchen der Welt, in diesem Sinne ist sie – wie er selbst einmal formulierte – »musica impura«. Musikalisch drückt sich dieses »Unreine« beispielhaft aus, wenn in seinen Werken Harmonien von Zwölftonreihen oder anderen Intermezzi »gestört« werden. Daß Henze an diesem nahezu klassischen Konzept festhält, verwundert insofern, als er in seinen musiktheoretischen Schriften oft ein radikaleres Programm fordert: »In der Kunst gilt nur die Überwindung der Norm, also die Nicht-Norm, die Entartung: mit ihr fängt Kunst überhaupt erst an zu tönen, zu leuchten, zu sein.« Es scheint, daß der Autor Henze recht erfolglos anordnet, dem Komponisten Henze auf die Finger zu schauen. Denn wenn in der Kunst *n* die Überwindung der Norm gelten und die Kunst erst mit der Nicht-Norm zu leuchten beginnen würde, dann wäre Henzes Musik dunkle Nicht-Kunst. Das ist sie aber nicht. Henze schöpft aus der musikalischen Vergangenheit; seine gelungenen Liedadaptionen erinnern an die sinfonische Dichtung Gustav Mahlers, der zum Beispiel im dritten Satz der Titan-Sinfonie den Kanon »Bruder Jakob« zum Trauermarsch verfremdete. Henze sprengt die klassischen Genres wie Ballett oder Oper nicht, er entwickelt sie weiter. In einem Band zum Ballett »Undine« beschreibt Henze den Auftrag von fortschrittlicher Kunst ex negativo, was seiner Musik viel näher kommt: »Die Kunst ist immer in Gefahr und muß dauernd neu erfunden werden, um das Eindringen des Mechanischen, den unablässigen Ansturm von Monotonie und Zement abzuwehren.«

Die Rezeption der klassischen Literatur in Henzes Musiktheater ist besonders auffällig: Kafkas *Landa* und Dostojewskis *Idi* hat Henze vertont, mit Edward Bond, Gaston Salvatore und vor allem mit Ingeborg Bachmann hat er zusammengearbeitet; sie schrieb für Henze unter anderem das Libretto zu »Der junge Lord«. Doch nicht nur über die Literatur arbeitete Henze, sein Arbeitstagebuch *Die engli che Ka* ist ein wunderbares Stück Prosa. Eine Anekdote daraus sei hier zitiert: »Auf der Reise mit einem kleinen Pop-Sänger und Autor aus Viareggio ins Gespräch gekommen. Der hatte gerade in Rom eine erste Platte mit eigenen Werken produziert. Anthony war interessiert wegen seines eigenen Liedschaffens, also es scheint so vorzugehen: Einem Pop-Musiker kommt eine Eingebung, bei der Wörter und musikalische Gedanken zusammen entstehen. Meist handelt es sich um die Liebe, eine Episode oder kleine Szene entweder aus der aufsteigenden oder der abfallenden Phase. Das schreibt man auf, oder, wenn man Noten und auch Wörter nicht schreiben kann, diktiert man sie einem, der es kann. Dann besingt man ein Tonband mit dem Produkt und begleitet sich, oder wird begleitet auf Klavier, Hammondorgel oder Gitarre oder sonstwas. Dies macht man mehrfach, bis man eine angemessene Anzahl Werke auf Kassetten hat. Dann telefoniert man mit einem berühmten Popmusik-Impresario in Florenz und schickt ihm die Kassetten. Dem gefallen sowohl die Musik wie auch der Cantautore, und er macht einen Vertrag mit ihm, ein Aufnahmetermin wird verabredet.« So schön hat nicht einmal Adorno die Kulturindustrie beschrieben.

Für die Berliner Festwochen 1997 ist die Uraufführung der neunten Sinfonie von Henze geplant. Es soll ein gewaltiges Opus für gemischten Chor und Orchester werden, und zwar über Anna Seghers Novelle *Das Vertrauen*. Daß Beethoven in seiner Neunten Schillers Ode »An die Freude« erklingen läßt, mag Zufall sein, vielleicht aber neigen Komponisten im Alter generell zu Monumentalwerken mit Gesangseinlagen. Am 1. Juli diesen Jahres feiert Hans Werner Henze seinen 70. Geburtstag; allein deshalb schon sei ihm der Spaß gegönnt.

Konkret 06/96, S. 57

Holm Friebe

Melodie & Rhythmus

Ernst Kahl & Kayser: Im Kühlschrank brennt noch Licht; Freibank

Wenn das Wort nicht so abgeschmackt wäre, wär' Ernst Kahl ein Tausendsassa zu nennen. Er malt wunderbare barock-sinistre Stilleben, zeichnet Bildergeschichten nicht nur für »Titanic«, bestritt jahrelang den Startcartoon dieses Blattes und schrieb das kolossale Drehbuch für »Wir können auch anders« und – weniger zu preisen – für »Werner Beinhart«. Genügend Betätigungsfelder also, um einen vor Langeweile zu schützen und davor zu bewahren, das Singen und Gitarrespielen anzufangen; womöglich Halbstarkes auf die Platte zu pressen und auf den Markt zu werfen. Wie die genaue Entstehungsgeschichte von »Im Kühlschrank brennt noch Licht« aussieht, war nicht auszuloten; der phänomenologische Eindruck des Endproduktes jedenfalls ist dieser, daß Kahl, zusammen mit Hardy Kayser aus dem Umfeld der »Hamburger Schule« vierzehn Texte von sich vertont hat, die überhaupt nichts dadurch hinzugewinnen, daß sie in Liedform gepfercht werden. Das Arrangement ist spartanisch und singersongwritermäßig. Die keck dümmelnden Songs (»Ponyhof«, »Pudelhof«) klingen auch genau so; die balladesken, schwülstig-düsteren Stücke (»Weiße Rosen«, »Mach dich frei«) dito. Kahls Sprechgesang wirkt die ganze Platte über so, als ob er irgendwas persiflieren wollte – man kommt nur nicht dahinter, was es sein soll. Kahl macht nicht Ernst, aber auch nicht wirklich Spaß. Die Texte tragen ihrerseits wenig dazu bei, diesen Eindruck zu korrigieren, selbst wenn von den Themen Sodomie, Suizid und Nekrophilie keines ausgelassen wird. Denn zu richtigem Trash reicht es dann wiederum nicht. Schließlich kann auch der eigentlich schöne und trostvolle Titelsong mit der zuversichtlich stimmenden Botschaft, daß im Kühlschrank noch Licht brenne, nichts mehr retten. Einzig das schöne Cover, auf dem ein kleines Mädchen im Mondenschein einen Kampfhund totgebissen hat, könnte bewirken, daß man die Platte, wenn schon nicht hören, so doch im Schrank stehen haben möchte.

Konkret 06/96, S. 57

René Martens

Melodie & Rhythmus

Verschiedene: Spitzenreiter! 22 Goldene Fußballklassiker; I Saw Hans Walitza Kick That Ball Records/RTD

Im letzten Jahr hat Christoph Biermann das Buch *Wenn du am Spieltag beerdigt wirst, kann ich leider nicht kommen* veröffentlicht, in dem er auf der Basis von Gesprächen mit Fans die Besessenheit für Fußball analysiert. Als akustische Ergänzung zum Buch läßt sich der von ihm zusammengestellte Sampler »Spitzenreiter!« begreifen. Die Platte enthält 22 Stücke aus der Zeit zwischen 1964 und 1995 – überwiegend obskure Vereinshymnen, aber auch Free-Jazz-Miniaturen wie »Traumendspiel: Elf Freunde müßt ihr sein/Hrubesch« von Diedrich Diederichsens ehemaliger Band Nachdenkliche Wehrpflichtige. Als Intro und Outro dient die alte Titelmelodie der »Sportschau«, die bisher unveröffentlicht war. In *Wenn du am Spieltag beerdigt wirst...* konstatiert Biermann u.a. die Gemeinsamkeiten zwischen Fußball und Pop: »Unberechenbare, merkwürdige Gefühle (Spaß, Haß, Wut und alberner Übermut).« Da Fußball an sich also schon viele Erwartungen erfüllt, die man an Popmusik stellt, muß ein Fußball-Lied längst nicht so viel leisten wie ein Popstück. Will sagen: Songs über Fußball sind ein Kosmos für sich, man kann an sie nicht dieselben Maßstäbe legen wie an andere Musik. »Ich habe diese CD nicht zusammengestellt, damit sich ein paar Leute totlachen – von wegen, das sei ja lustiger Trash. Ich finde die meisten Stücke richtig gut, und das ist mein voller Ernst«, sagt Biermann.

Ein Musikkritiker, der keine Ahnung von Fußball hat, würde nur zwei der 22 Stücke durchgehen lassen: »Zurück in die erste Liga«, ein House-Track, den Redakteure des Bochumer Fanzines »Vfoul« aufgenommen haben, sowie das Werder Bremen gewidmete Punkstück »Deutscher Meister wird der SVW« von Die Mimmi's. Der Rest, würde der Experte sagen, ist Schrott. Solchen Kritikern entginge die wahre Größe mancher Songs.

Für einen davon ist der Gastronom Alberto Colucci verantwortlich: »Tor! Lilien vor« ist eine überkandidelte Italo-Disco-Hommage an Darmstadt 98 – ein Stück, das nicht funktionieren würde, wenn er hier über etwas anderes sänge als einen Verein. Der unwiderstehlichste Song des Samplers entstand 1984 und stammt von Michael Petersen und den Kuddls von der Elbe, die den Slade-Hit »My Oh My« gecovert haben. Herausgekommen ist dabei »Wir sind Fans vom HSV«, und die Version ist deshalb so entwaffnend, weil die Jungs dreist behaupten: »Wir sind schlau / Wir sind Fans vom HSV«. Biermann schreibt im Booklet zu Recht, das seien »die verwegensten Zeilen, die je einem Fußballklub zugereimt wurden«, denn wer einen Verein supportet, wie es auf neudeutsch heißt, tut das aus verschiedenen Gründen – Schlauheit spielt dabei jedenfalls keine Rolle. Und das ist übrigens auch ganz gut so.

Konkret 06/96, S. 57

Michael Rudolf

Melodie & Rhythmus

Rage against the machine: Evil Empire; Sony

Tort und Dampf! Eine Debüt-CD und weitere knappe vier Jahre haben die amerikanischen Maschinenstürmer gebraucht, um ihre zweite CD zu veröffentlichen, sogar eine mit höchster Spannung erwartete, wie es heißt. Und die Teenie-Postille »ME/Sounds« kürt sie prompt zur Platte des Monats. – Schlimme Zeiten, wenn das zum Prinzip erhobene Eigenplagiat derart gustiert wird. Wie muß es da erst um den Rest bestellt sein. Waren diverse Tracks der ersten Platte die Feger beim Gesinnungshupfauf, ist auf »Evil Empire« von der einstigen Intensität so viel nicht mehr zu spüren. Klar, die Welt ist korrekt und schnell in Gut und Böse eingeteilt, aber das hervorragende Protestkunstensemble hat sich mit seiner Überkreuzmusik (oder wie sagt man da?) ganz brav in den stilistischen Leerlauf gerappt. Wenn schon fleißig gegutmenschelt wird, darf der musikalische Rahmen ruhig zweiter Aufguß sein. Dabei gilt Gitarrist Tom Morello neben Dimeba Darrel von Pantera laut Fachblattanalysen als gitarristischer Innovator, obgleich er sich nur irgendwo zwischen Vernon Reid und Trevor Rabin bewegt. Und dabei hätte er auch bleiben sollen. Statt dessen möchte er sich wälzen vor Wonne, weil auf der RATM-Internetseite so klasse diskutiert wird, während seine Kapelle nichts weiter kann, als das immer gleiche Songmodell zu strapazieren, und die Kompilation blasser Abziehbildchen ihres Debüts als neues Produkt ausgibt. Das können Iron Maiden oder Stefanie Hertel viel besser. Nach 46 Minuten von Zack de la Rochas Vokalpenetranz, dem die Zigarrenstummelhaare um die Wette aus der Schädelschwarte stehen, dürfen wir erleichtert aufatmen. Auf den dritten Tonträger dieser Combo (ca. im Jahr 2000) wird hoffentlich niemand mehr warten wollen.

Konkret 06/96, S. 58

Eckhard Henscheid

Die neue Schamlosigkeit

Zu einem kulturellen Phänomen

Alles ist erlaubt.
Nietzsche

Übrigens waren sie alle etwas unsicher in der Beurteilung ihrer Macht: und ob ihnen denn jetzt auch wirklich alles oder nur manches erlaubt war.
Dostojewski, *Der Idiot*

Es hat in den letzten Jahren, zumal innerhalb des letzten Jahres, die allgemeine und öffentliche Schamlosigkeit zumal in Kulturangelegenheiten und unmittelbar oder mittelbar verwandten Belangen einen Grad, einen Rang erklommen, welche mählich, nein zügig beeindruckend, ja erregend werden:

Da schreiben, drucken und vertrieben ausgerechnet die beiden national und medial führenden Obereinheimser U. Wickert und F. Schorlemmer ein Buch nach dem anderen, in dem sie sich ausgerechnet für »Werte«, »Moral« und neue »Tugend« einsetzen und daß es schleunigst damit aufhören muß, daß der »Ehrliche« immer der »Dumme« sei; akkurat wofür insbesondere Wickerts vom Versehen her bekannter Kopf fast ohne zu zwinkern von seinen dummen und ehrlichen Lesern unter Brüdern Millionen einstreicht, zuletzt für ein verlängertes Vorwort.

Da schiebt sich auf seine hochreifen Tage ohne mit der Wimper zu zucken der Kritiker M. Reich-Ranicki einen dazu von ihm selber im Verein mit »Frankfurter Bürgern« erfundenen und finanzierten Ludwig-Börne-Preis in Höhe von 40.000 Mark im dritten Wahlgang unter Kegelbrüdern selber zu – hilf dir selbst, dann hilft dir Gott, der zuständige Boß der betreffenden sog. Börne-Stiftung heißt tatsächlich entsprechend Gotthelf, und das Ganze passiert nach der Auskunft der darüber aber auch nicht allzu erstaunten »Frankfurter Rundschau« dafür, daß Unser Lautester vor allem mit seinem Literarischen Quartett der deutschem Literaturkritik »zu einem Ansehen verholfen hat, wie sie es«, und jetzt verrät sich die vollkommene und entschlossene Lüge einerseits durch den Zwang zur gespreizten Geschwollenheit, anderseits durch fast schon bußfertige Verkleinerung, »zuvor (!) kaum (!) genossen(!) hat«.

Da schreibt und veröffentlicht, alle Brücken jahrzehntelang gemimter Seriosität vehement hinter sich abbrechend, neben anderen und etwas verhohleneren musikalisch-editoristischen Populartätigkeiten der sog. Star- und Großkritiker und ehemalige Adorno-Schüler Prof. Joachim Kaiser seit Jahr und Tag zugunsten von Deutschlands schändlichstem Presseerzeugnis, der »Bunten« aus der Giftküche Franz Josef Wagners, im Wochentakt eine Serie in Form einer auch bebilderten Doppelseite mit von ihm, Kaiser, ausgesuchten Highlights klassischer Musik; Texte, deren mit ein paar ausgesucht kaiserlichen Phrasen angereicherten Konzertführerinformationsmüll jeder mittlere Computer genauso gut und ordinär hätte ausspucken können und für welche der einst primär süddeutsche Schwerkritiker aber zum Abschluß seiner Karriere so unbewegt wie unentwegt ein Jahressalär einstreicht, das die »Bunte« selbst so unverhohlen wie unter Radaubrüdern stolz als in der Millionengegend skizziert; und es war der nämliche Kaiser im übrigen der Börne-Preisträger des ersten Durchgangs, pro forma prämiert seinerzeit von natürlich keinem anderen als Reich-Ranicki, auf daß zwei Jahre später Platz für ihn selber sei – die Funktion, ihn 1995 als wortwörtlich sog. Preisrichterin im Alleingang mit dem Geld und der Würde zu behängen, nahm dann die neutrale Schweiz in Gestalt der wesentlich von Reich-Ranicki erschaffenen Klara Obermüller auf sich und ihr Gewissen.

Der schon vorerwähnte ehemalige DDR-Theologe und Widerstandskämpfer Schorlemmer wiederum läßt, nachdem er selber als sog. Unbequemer zwischen allen Sesseln sitzend u.a. schon beim deutschen Friedensbuchhandel nachhaltig abgegriffen hat, seinerseits den Dick- und Breitsängermusiker K. Wecker wegen Ausländerfeindlichkeitsbekämpfung (»Willi«) und weil der sich »hinreichend bewiesen für die Belange von Minderheiten« eingesetzt und überhaupt und wortwörtlich mit seiner »kritischen Einstellung gegenüber der politisch-gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland« (dpa) überzeugt hat, mit dem ersten und etwas enttäuschend allerdings nur mit 15.000 Mark ausgezeichneten Kurt-Tucholsky-Preis der, auch die gibt es, damit praktisch identischen Tucholsky-Gesellschaft abfertigen und behängen, obschon doch selbst die weißen Mäuse, die Wecker eigentlich von rechtswegen darüber sehen müßte, tucholskynäher und pfiffiger pfeifen als er, der Träger, vor Tran und Trauer grunzt – und obschon mit dem Co-Juror Volker Kühn eigentlich, wenn’s denn schon sein muß, ein ganz würdiger Preisträger zur Verfügung gestanden hätte. Mitverursacht aber wurde der schmachvolle Unfug auch von der Co-Jurorin Carola Stern, jener also, die da, anstatt sich und ihre Krokodilstränen möglichst schön bedeckt zu halten, fast gleichzeitig und zusammen mit Antje Vollmer den Heine-Preis der Stadt Düsseldorf hintereinander und abermals nicht gelogen wem zugeschustert hat? Genau: Weizsäcker, Biermann und der Gräfin Dönhoff.

Man muß es sich wirklich eine Weile auf der Zunge zergehen lassen: Weizsäcker, Biermann, Marion Dönhoff.

Weit über seinerseits Wecker hinaus finden seit eineinhalb Jahrzehnten mit Titeln wie »Rock für den Frieden«, »Rock against Racism«, »Rock gegen rechts« und »Rock gegen das Böse« im Zuge ihrer gleichzeitigen Ausländerfreundlichkeit und ohnehinnigen gesamtgesellschaftskritischen Grundausstattung bekanntlich auch noch ganz andere Rocker und insofern potentielle Tucholsky- und Heinepreiskanditaten ihr Auskommen, ohne daß gegen diese zumeist Unbegabtesten, vielfach Verhocktesten und häufig Charakerlosesten des Landes doch je die Polizei ein- und durchgegriffen hätte; was man so hört. Straffrei bis jetzt ging aus dem Bereich der mehr bildenden Künste z.B. auch eine Aktion aus, im Zuge deren der bekannte Maler Jörg Immendorff als »einer der bedeutendsten Künstler der Gegenwart« zwar weniger Ausländer und Minderheiten hochhält, dafür aber 1995 zwei Buchstützen aus Bronze geschaffen hat, welche als »sein erstes Bronze-Multiple« (so nennt es die vertreibende ars mundi Exklusiv-Edition) einen real sowieso nicht zu messenden Wert hat, einen symbolischen aber von immerhin allerdings nur 5480 DM (»Subskriptionsersparnis DM500,-«), und die insofern selbst Immendorffs vorher schon geleistete unermeßliche Aktivitäten im Zuge eines offenbar tiefverzweifelten, aber am Arsch der Welt letztlich putzmunteren Lebens werweiß beschämen könnten, könnte ihr Verursacher sich irgendwie noch schämen. Kann er aber nicht.

Die »Stiftung Lesen«, 55116 Mainz, dagegen greift in ihren noch mit keinen unmittelbaren Zahlungen und Zuwendungen verbundenen Einladungsbroschüren hinwiederum mehr auf den eigenen Schirmherrn und Heine-Statthalter Dr. Richard von Weizsäcker zurück, daneben allerdings auch auf die auch noch mit ihrem Porträt dafür geradestehenden »Freunde des Lesens« in dieser Reihenfolge: Hans-Dietrich Genscher, Dr. Angela Merkel, Hilmar Kopper, Franz Beckenbauer, Prof. Dr. Kurt Biedenkopf, Günther Jauch, Udo Jürgens, Dr. Helmut Kohl und Dr. Eberhard von Koerber, und vor allem die beiden letzteren sind aber schon doch fast übertrieben – wogegen in großen Zeitungsanzeigen zugunsten der Agentur Jagusch und Partner und werweiß der Bundesregierung u.v.a. Marius Müller-Westernhagen, Wim Wenders, Peter Maffay, Steffi Graf, Jürgen Flimm, abermals Günther Jauch, Herbert Grönemeyer, Paul Breitner und ein weiteres Mal U. Wickert wörtlich und wohl sogar ohne weiteres Honorar bekennen: »Ich bin ein Ausländer«.

Die im Unterschied dazu schon in der Schweiz ansässige »Stiftung für abendländische Besinnung« (StaB) steht ihrerseits schon 1996 dafür gerade, die frühere Germanistikprofessorin, ehemalige Ministeramtsaspirantin und Ex-Deutsche-Bank-Beraterin Prof. Dr. Gertrud Höhler keineswegs mit dem blauen Brief einzudecken, der ihr das Mutterschaftsfürsorgerecht für ihren Sohn Abel entzieht wg. allzu div. gemeinsamer Anzeigencampagnen für Creditcards und Computercheckins sowie für ihre nimmermüden Motti, mit denen sie Abel ihre nimmerendenden »Lustleistungs«(G. Höhler)-Karrieretrainingsfixfitmachbücher zueignet; sondern sie einzukleiden vielmehr mit dem mit 50.000 Schweizer Franken bestückten Ehrenpreis dieser Schweizerischen »Stiftung für abendländische Besinnung«, nein, es ist auch dies nicht die Erfindung eines besonders übertriebenen Satirikers, sondern auch die gibt es wirklich und leibhaftig, die heißt wirklich so, und auch die Preisträgerin G. Höhler, ich schwör' es, stimmt.

Deren gewissermaßen Nachfolge im Öffentlichkeitsbereich der Deutschen Bank hat vor einigen Monden eine ihr auch sonst jahrgangsmäßig, visuell und charakterlich recht nahestehende Persönlichkeit angetreten: die Historikerin und Witwe Brigitte Brandt-Seebacher, welche seitwärts ihrer prekären Willy-Nachlaßtätigkeit mit Wirkung von Oktober 1995 auch sage und schreibe Abteilungsleiterin für seufze oder aber schreie »Kultur und Gesellschaft« unter Buchfreund Hilmar geworden ist; nein, es geht da gewiß um keine Peanuts; die »Bild«-Zeitung gratulierte so unerbittlich wie aufrecht.

Anders als Höhler wie Reich-Ranicki vielmehr nur 40.000 Mark nahm dieser Tage ein noch anderer früherer Spitzensozialdemokrat entgegen, das wohl edelste Gesicht und Pfeifenraucherkinn der gesamten Nachkriegszeit, der Parteiexhoffnungsträger und Kanzlerkandidat Björn Engholm also, nämlich in Form von Schmerzensgeld, nach dem zäh ausgefochtenen Abschluß einer Gerichtssache mit der Zeitschrift »Titanic«, die im April 1993, noch sollte er da ein paar Tage lang in allen Ämtern sein, den Hohen Schönen aus dem Klaren Norden derart ekelerregend barschelanspielungsreich und jenseits aller politischen Kultur in das Wasser einer bekannten Genfer Badewanne montierte, daß es schon dem so gerade noch regieren-den Kieler im diesbezüglichen TV-Gespräch mit Roger Willemsen vor Geschmerztheit einfach die Sprache verschlug und die Mundlippen vor Scham auseinanderriß – die Zumutung aber u.a. für die heranwachsenden Kinder, den Vater derart entblät-tert zu sehen, sei 40 Riesen wert. Wiederum etwas höher, sogar über Höhler hinaus, lag etwa im gleichen Zeitraum und gleichfalls ohne mit der Augenbraue zu zucken der schon vorgenannte Dichtersänger W. Biermann, der da nämlich innert eines Jahres nicht allein den Heine-, sondern auch noch den Mörike- und, weil die zuständigen Kräf-te sich jetzt den Namen gemerkt hatten, endlich auch noch den Büchnerpreis einstrich und mitnahm. Indessen es die damals rotgrüne Stadt Frankfurt nicht sich nehmen ließ, mit ihrem städtischen Adornopreis 1995 zur Abwechslung nach Habermas, Anders und Elias den dafür einfach zum Schreien geeigneten Filmer Jean-Luc Godard zu berühmten und diesen staunenswerten Vorgang von dem für Multikulturalität ohnehin multifunktionell zuständigen Daniel Cohn-Bendit im linken Lokalblatt mit der Grußadresse »Je te salue, Jean-Luc!« quittieren zu lassen; wofür Godad sich très au mieux revanchierte, insofern er in seiner Dankrede (»Frankfurter Rundschau«, 7. Oktober 1995) den »Roten Dany« als einzigen ihm bekannten deutschen Großphilosophen sehr erwartbar als »Till Eulenspiegel« würdigte. Vor welcher schon

gesamtkunstwerknahen Obszönität jedenfalls Heine, Tucholsky, Büchner, Mörike und werweiß sogar Adorno gemeinsam andächtig in die wackelnden Knie gegangen wären.

Zumal Godards philosophisches Chef d'oeuvre »Außer Atem« ja in dem sehr adornoischen Motiv gründet und kulminiert, daß Jean-Paul Belmondo zwei Stunden hintereinander Gitanes kettenraucht.

Cohn-Bendit ahnte zwar sofort (»FR«, 16. September 1995, doch, dieses Blatt druckt jetzt praktisch alles), daß sein Freund und Lehrer auf die befürchtbare Examensfrage »Kennst du Adorno?« kneifen müßte, er hatte aber selber rasch und in beachtlicher Findigkeit ein halbwegs dazu passendes Adorno-Bonbon über das »Siegel der authentischen Kunstwerke« herbeigezaubert. Bzw. wenn es ihm schon nicht Habermas oder Linda Reisch geliehen haben, hat es halt seine Sekretärin rasch aus irgendeinem Textfixundflottgerät flink herausgefaxt. Doch, da genau nämlich ist Adorno heute zur Einkehr und Ruhe gekommen – und überhaupt bei den rechten Leuten. So wie schon seinerzeit, 1969, kurz nach dem Tod, ausgerechnet ein Mann namens Schoeller (Wilfried, damals allerdings noch Wilfried F.) ausgerechnet dazu aufgerufen sich wähnte, »Kritische Theorie weiter(zu)führen« (Buchtitel) – ein Mann, der uns spätestens heute von Air und Aura eigentlich geeigneter dünken möchte, der PR-Abteilung wenn schon nicht der Deutschen Bank, so doch der Filiale der Nassauer Sparkasse am Dornbusch leitend vorzustehen.

Während Cohn-Bendit als nächster Börnepreisträger den, wenn alles ganz dumm geht, übernächsten Büchnertagspreiser R.-Ranicki bei der »Stiftung für besinnliche Banken« (Stibb) z.Hd. Brigitte Seebacher-Godard – aber das ist dann vielleicht doch zu albern.

Fast ohne mit dem Lidschatten zu zucken, teilt der Kultusminister Mayer-Vorfelder im baden-württembergischen Landtag und in dessen Vorfeld, dem Fernsehen, mit, »selbstverständlich« werde ein Mann von der »gesellschaftlichen Bedeutung« des Erzeugers und Managers und Finanzberaters der Tennisweltranglistenersten Graf telefonisch direkt zu ihm, Mayer-Vorfelder, »durchgestellt«. Unterdessen auf der anderen Seite beim fast gleichzeitigen Landshuter Zwick-Prozeß die einst dafür eigentlich zuständigen Minister Streibl und Tandler von insgesamt so wenig gewußt haben, daß selbst die »FAZ« ärgerlich wird. Wenn auch nur ein wenig.

Vor nichts graust es ab sofort auch Bj. Engholm mehr, der zuletzt außer der Geldquelle des noch im Untergehen silberschatzreichen »Titanic«-Luxusdampfers auch noch die viel sprudelndere der PreussenElektra und ihrer sehr sozialdemokratischen Atomenergie ausgemacht zu haben glaubt. Und, falls die, wg. gewisser Parteiobstruktionen, wieder versiegen sollte, sich auch nicht scheut, für etwas Kleingeld seiner Schulzeit sich zu erinnern, dabei insbesondere der zeitweiligen Notwendigkeit der Notlüge in Form des sog. Spickens – so seiner seinerzeitigen und pfeifferbetrefflichen Reklamation Immanuel Kants für eben diese und ihre gelegentliche Erlaubtheit nochmals »ein Stück weit« (B. Engholm) entgegenkommend.

Wahrscheinlich spinnt er halt einfach. Wogegen sein alter Freund Günter Grass, nachdem er am 24. August 1995 allein in ARD/ZDF ca. zweieinhalb Stunden alleinige Fernsehpräsenz verzeichnet, prompt diese mediale »Häme, diese gestaute Mißgunst« beklagt, innerhalb deren sich »in erschreckendem Maß das Sekundäre vor das Primäre« schiebe.

Anders als J. Immendorff dachte übrigens sein Kollege Georg Baselitz schon vor einigen Jahren in anderen Dimensionen. »Der Maler Georg Baselitz denkt in Dimensionen, die das Übliche auf den Kopf stellen«, stellte eine ganzseitige »Spiegel«-Anzeige vielmehr klar und weiter fest: »Die Kunst des Professors Georg Baselitz ist kein angepaßtes Unterhaltungsprogramm, sondern Ausdruck einer nachdenklichen geistigen Qualität. Wohl darum paßt«, so fährt die Anzeige immer unerschrockener fort, »das Denkniveau der Leica Philosophie, die sich in der Meßsucher Kamera M 6 ausdrückt, so gut zu seinem persönlichen Ambiente« – »und schon tritt er«, hält F.W. Bernstein den Fall fürs Weltgericht fest, »ins Bild, den Kotzkübel hat man rasch beiseite geräumt, voll tritt er und nachdenklich auf eine Zeichnung«, nämlich zugunsten von »Leica – das Niveau der Elite«; während, um auch ihn nicht ganz zu vergessen, Wim Wenders wiederum mehr neben u.a. Höhler und Lothar Matthäus für dasjenige der American Express Card entschlossen in den Sumpf knallbunter Fotos aus der Welt der Annie Leibovitz und des Peter Stuyvesant reinstapft.

Daß die personifizierte Stillosigkeit dieser Epoche, Franz Beckenbauer also, in seiner Eigenschaft als Bayern-München-Präsident im Zuge einer wahren Megakompatibilität auch noch als Bild-Zeitungskommentator schuftet und als TV-Reporter rumkaspert und sich ein paar Notgroschen dazuverdient, sei hier um so aufmerksamer vermerkt, als es sonst offenbar schon niemandem sonst mehr auffällt. Wenig wundert aber, daß diese stilloseste aller Personen, Kaiser Franz, deshalb als Werbeträger für elegante Kleidung, chice Computer und softe Autos einsteht. So wie die Karrieristin, Betroffenheitsspekulantin und Spesenpartnerin Rita Süßmuth für Integrität, moderne Christlichkeit und Frauenemanzipation bolzengerade.

Gleichfalls aber fast schon unvermerkt geschieht es und ereignet sich, daß es, nachdem die drei tenoralen Geldmaschinen Carreras, Domingo und Pavarotti alleine praktisch zu nichts mehr zu gebrauchen sind und deshalb, gegen die Absprache und das Versprechen, ein drittes Mal im Trio herumröhren, um mit diesem bedenkenlosen Treiben den Dümmsten der nachwachsenden Dummen ein drittes Mal den Kies zu entlocken, jetzt auch andauernd nach schon bekannten Modellen

vermehrt zu Simulationstätern und gewissermaßen herostratischen Nachfolgekriminalitäten kommt etwa in der Gestalt dieses und jenes »Festivals der Tenöre«, angeblich Stars der Mailänder Scala und der Arena di Verona, die werweiß sogar viel schöner singen als »The Three«, die aber den entscheidenden Fehler haben, daß ihre Namen niemand kennt – und die aber dieses Manko mit schon verehrungswürdiger Verzweiflungskraft halbwegs kompensieren, indem ihre verworfenen Konzertplakate, vom Schreititel abgesehen, auch noch schandbar auf eine etwas verwaschene visuell-figürlichen Ähnlichkeit mit den drei Vulgärtenören spekulieren, nein: schon spintisieren.

So wie ja auch die Reklame für Nudeln und Asti Spumeranti längst, weil das leichter zu haben ist, ein bärtiges Pavarotti-Double zum Einsatz bringt.

Während seinerseits der leibhaftige U. Wickert den Kragen offenbar noch immer nicht vollhat und deshalb im Berichtsjahr auch noch als Versicherungsagent der Deutschen Herold/Deutsche Bank »animieren« muß (FAZ, 14. November 1995), hart am Rand der Fernsehlegalität.

Eine Kausalkorrelation von Schamlosigkeit und Schwachsinn bestätigte mehrfach Sigmund Freud. Der Konnex gilt wohl onto- wie phylogenetisch, und er hat sich offensichtlich aktuell akutisiert. Keineswegs ist es, als wolle kafkaische Scham sie, die Menschen, die angeblich zivilisierten und vermutlich aber rebarbarisierten Teile der Gattung, überleben. Sondern vielmehr ganz locker die Schamlosigkeit, die Schamfreiheit, die Schamferne. Es hat ein schon Mythisches, ein unziemlich Futuristisches. Die öffentliche und allgemeine, die aggressive und oft wie tollwütig herumfuhrwerkende Schamabstinenz: Es geht etwas beinahe wohlig Erregendes von ihr aus, etwas, das bei aller gleichzeitigen und vorerst noch halbwegs zuverlässig sich einstellenden Angewidertheit auch zum Staunen, zur Bewunderung zwingt. Es sind reine, unverfälschte, schiere Gauner und »schamlose Wichte« (Richard Wagner, *Ring*) und Nibelungen und halsabschneiderische Schelme und Galgenvögel, die da am Werk und Werkeln sind, am nimmermüden Täuschen und am nimmersatten Grabschen. Ihr bereits mythisches Vor- und Inbild stellt der einsitzende Peter Graf (»Vaddagraf«) inmitten seines beinahe andächtig machenden Geld- und Lebensdrecks – allein, man täusche sich nicht: Graf ist nur Avantgarde. Unsere Kultur und Hochkultur, sie sind ihm emsig auf der Spur. Als Repräsentanten unser aller Schweinepriestertums – verzeih, Kamerad Schwein, verzeih.

Und doch stimmt das nicht ganz, es gibt heute ein Gegenparadigma, zumindest eins. Es hatte vor 1989/90, vor der heutigen gesamtdeutschheitlich unverbrüchlichen und unverwestlichen Absahn- und Abstaubgesinnung, auf dem damaligen DDR/BRD-Grenzbahnhöfchen Propstzella (Thüringen) für Durchreisende jeweils gut und schmerzhaft sichtbar ein Bild hochexemplarischer und gewissermaßen staatsbürokratischer Schamlosigkeit und Schamverweigerung: Wo fünf Mann Personal eigentlich gut gereicht hätten, den Betrieb abzuwickeln, präsentierte sich unterm Systemsozialismus den Blicken der dort halbstundenweise in ihren Interzonenzügen harrenden Reisenden jeweils eine ca. 80 Mann starke Bahnhofsbesatzung: sich zeigend und aussetzend wahrhaft heroisch in der vollkommenen Untätigkeit und absoluten Nutzlosigkeit an leeren Schreibtischen in vorgetäuschten Arbeitszimmern oder hingelagert an die Türen angeblicher Geräteschuppen oder auch leere Schubkarren schiebend – : Es war, als ob sie sich extra öffentlich und jetzt erst recht exponieren und prostituieren und in ihrer spätsozialistischen Unexistenz und Wesensleere darbieten und offenbaren wollten – es war dies wie eine profane Epiphanie, diejenige ihres Ex-Landsmanns Reiner Kunze und seiner lyrischen Produktionsspärlichkeit in all ihrer bekömmlichen Auskömmlichkeit als verbindliches Sinnbild wie leichthin in den Schatten schiebend.

Mag sein aus eher primitiven Rationalisierungsgründen der jetzt kapitalistischen deutschen Eisenbahn: Die Propstzellaer Bahnhofserscheinung ist – nach einigen Jahren des Übergangs, in denen man ältere Bahner oftmals tatsächlich und ganz beflissen linkisch telefonieren sah – unterm Bann der Neuvereinigung verschwunden. Jetzt hört und sieht man gar nichts mehr. Keinen Mucks, keinen Klacks. Keinen Menschen. Wahrscheinlich haben sie sich alle versteckt.

Als möchten sie also doch nur, Franz Kafka und unsere akuten Befunde nochmals erneuernd abzuwandeln, mit ihrer Scham still überleben.

Eckhard Henscheids Beitrag erscheint im August in seinem Sammelband »Über Manches. Ein Lesebuch« im Haffmans Verlag, Zürich

Konkret 06/96, S. 62

Michael Nauert

Film & Theater

Girl 6

Regie: Spike Lee; mit Theresa Randle, Isiah Washington, Spike Lee, Jenifer Lewis; USA 1996; 108 Minuten; Kinostart: 30. Mai (Fox)

Zu Spike Lees zehnjährigem Jubiläum als unabhängiger Regisseur steht erstmals seit seinem ersten Film »She's gotta have it« wieder eine Frau im Mittelpunkt eines Films. Aber die Vermutung, hier würden programmatisch all die Versäumnisse aufgearbeitet, die man ihm im Hinblick auf Gender-Themen vorgehalten hat, erweist sich im wesentlichen als irreführend. Zwar ist die Bezugnahme auf die eigene Geschichte offensichtlich und ein Bemühen um Rehabilitierung bleibt erkennbar, aber gleichzeitig ist wieder einiges an diesem Film ganz anders und neu.

Gleich am Anfang sagt Theresa Randle als jobsuchende Schauspielerin beim Vorsprechen Sätze auf, die Nola Darling in »She's gotta have it« sprach. Der Knackpunkt des Films folgt kurz danach: Ein fieser Regisseur (Quentin Tarantino in einem weiteren Cameo-Auftritt) fordert sie auf, ihm mal eben ihre Brüste zu zeigen. Sie ist verunsichert, eingeschüchtert, erniedrigt, kommt der Aufforderung nach, rennt aber kurz darauf aus dem Raum und beginnt dann das neue Leben, um das es im Film geht. Der Rest der Story klingt – kurzgefaßt – ziemlich konventionell: Eine Frau versucht, einen selbstbestimmten Weg im Leben zu finden.

Daß Lee den Zuschauern in der Schlüsselszene zumutet, Randle beim Ausziehen zusehen zu müssen, ist eine von vielen Ungereimtheiten dieses Films und fällt natürlich auf Lee selbst zurück. Genauso ließe sich darüber diskutieren, ob alle Aspekte der Telefonsex-Karriere der nunmehr zum »Girl 6« gewandelten Frau besonders glücklich abgehandelt sind, und zweifellos sind die drei Nebengeschichten vom kleinkriminellen Ex-Mann (Washington), vom sportbesessenen Nachbarn (Lee) und von einem in einen Aufzugschacht gefallenen Kind (Allegorie, Allegorie) seltsam belanglos und bleiben im Leeren hängen.

So ist es kein Wunder, daß die amerikanischen Kritiker Lee vorwarfen, einen schlecht konstruierten, psychologisch unglaubwürdigen, viel versprechenden und nichts einlösenden Film gemacht zu haben, der nur von visuellen Gimmicks lebt. Aber tatsächlich liegen genau darin auch seine Stärken und seine Besonderheit. Mit dem sehr präsenten Prince-Soundtrack, fließenden Übergängen und seiner eleganten Bildsprache zeigt »Girl 6«, wie tragfähig, eigenständig und inhaltliche Schwächen relativierend Lees Erzählweise mittlerweile ist, vor allem weil er erstmals eine allgemeinere, gewissermaßen verfügbare Geschichte selbst als Ausgangsmaterial genommen hat, anstatt Handlungsstränge als Kommentare zu (afro-amerikanischen) Diskussionen zu konstruieren. Daß diese Aspekte dabei so gänzlich auf der Strecke bleiben, ist zwar überraschend, aber Lee versteht den Film ohnehin als nicht explizit »schwarz«: »Girl 6 lebt überall in der Welt, von Bangkok bis Bombay, wo immer die Leute vom Hollywood-Traum besessen sind.«

Konkret 06/96, S. 62

Ka□ Sokolo□ sk□

Film & Theater

Cutthroat Island

(dt.: Die Piratenbraut)

Regie: Renny Harlin; mit Geena Davis, Matthew Modine, Frank Langella; USA 1995; 115 Minuten; seit 25. April im Kino (Carolco/Constantin)

White Squall

Regie: Ridley Scott; mit Jeff Bridges, Caroline Goodall, John Savage, Scott Wolf; USA 1995; 125 Minuten; seit 2. Mai im Kino (Largo Entertainment)

Wie eng, wie trost- und hoffnungslos die Welt geworden ist, indem sie zu der Einen zwangsvereinigt wurde, hat endlich auch die Unterhaltungsindustrie entdeckt. Seit die Tudj- und Murmänner ganz unverhohlen daran arbeiten, ihren Untertanen die Flausen auszutreiben, lasten Finsternis und Zwang auf den Illusionsmaschinen der Filmfabriken: »Apollo 13« nahm der Menschheit den Mond wieder weg; »Pocahontas« übertrieb es mit der *political correctness* derart, daß sie auf Jahrzehnte hinaus blamiert sein dürfte; und »Waterworld« ließ den Lieblingsalptraum des Bürgers, den von der entvölkerten Erde, aussehen wie einen schlechten Witz.

So eng, so trost- und hoffnungslos, wie die Weltverhältnisse heute sind, kann nicht mal das Kino mehr Raum für eine positive Utopie bieten; und darum hat der Abenteuerfilm, der noch Ende der 80er, in der »Indiana Jones«-Serie, schön naiv den Globus als großen Spielplatz vorführte, in »Waterworld« seine gute Laune völlig verloren. Daß die neuesten Produkte des Genres, »Die Piratenbraut« von Renny Harlin und »White Squall« von Ridley Scott, aber so tun, als sei alles in Butter, obgleich sie den Abenteurer um sein Bestes betrügen, um seine Unschuld nämlich; daß sie mit dicken Sehnsuchtsseufzern Fluchtwelten beschwören, in denen es genauso rigid zugeht wie im richtigen Leben – : Prellt nicht nur eine verzweifelnde Klientel um ihr bißchen Vergnügen, sondern versündigt sich am Genre selbst. Denn so schlicht gestrickt der Abenteurer alten Schlages auch immer gewesen sein mochte, er war doch immerhin ein Außenseiter der bürgerlichen Gesellschaft, genauso mißtrauisch gegen ihre Konventionen wie die Philister gegen ihn. Grenzen existierten für ihn nur als Provokationen, und Leben bedeutete ihm vor allem, es für eine Chimäre aufs Spiel zu setzen. Bei Harlin und Scott steckt hinter dem Spiel bitterer Ernst, und das Abenteuer kommt herab zur Einübung in bürgerliche Rechte und Pflichten.Der Abenteurer in »White Squall« heißt Christopher Sheldon und kommandiert die »Albatross«, ein Segelschulschiff für höhere Söhne. Ein Jahr lang dressiert er, humorlos und eisenhart, seine zwölf zahlenden Schiffsjungen; doch als er sie endlich zu brauchbaren Staatsbürgern geknetet hat, gerät die »Albatross« in einen »White Squall«, einen Sturm aus heiterem Himmel, sinkt und reißt vier Seefahrer mit sich. Dem Skipper wird der Prozeß gemacht; eine Verurteilung ist so gut wie gewiß, doch plötzlich stehen seine Musterschüler wie *ein* Mann hinter ihm und retten Sheldons Ehre: Schließlich spielt die Handlung zur Amtszeit Kennedys, des letzten »ehrenhaften« US-Präsidenten.

Warum ausgerechnet Ridley Scott ausgerechnet diese »wahre Geschichte« verfilmt hat, diesen ekelhaften Hymnus auf den autoritären Charakter und verklemmte Initiationsrituale, läßt anders als mit dem Geist der Zeit sich nicht erklären. Meisterhaft fotografiert er die Herrlichkeit und Größe der See – nur um ihre Grenzenlosigkeit in der White-Squall-Katastrophe als übelste aller Gefahren denunzieren zu können. Und sobald die Pracht seiner Bilder einem die Brust vor Abenteuerlust schwellt, erscheint Sheldon an Deck und faltet seine Burschen (und uns) zusammen.

Ebenso bigott aus Fernweh, Nostalgie und Affirmation ist Harlins »Piratenbraut« gemischt; freilich viel plumper und geschmackloser. Morgan Adams, die Titelheldin, sucht nach dem Schatz von Cutthroat Island und läßt dabei keine Gelegenheit aus, Männer zu verprügeln, zu versklaven oder zu ermorden. Wohl widmet sie einige flüchtige Augenblicke der Leidenschaft ihrem Kompagnon William Shaw; aber ihm den Hals abzuschneiden, käme er ihr in die Quere, würde sie keinen Gewissensbiß kosten. Waren die Swashbuckler einst stolze Flüchtlinge vor dem Muff und dem Zwang an Land, treibt Morgan Piraterie allein zu dem Zweck, sich möglichst hoch in die Gesellschaft einkaufen zu können.

Ihre Geldgier ist so maßlos wie die Ausstattung des Films: 100 Millionen Dollar verpulverte Harlin (und trieb damit die Carolco-Studios in den Bankrott), um die Piraten genauso grauenhaft aussehen zu lassen, wie sie den braven Kaufleuten immer erschienen sind. Daß er zum Schluß seines breitspurigen Spektakels Morgan und die ihr hörigen Haifische auf den eroberten Schatz pfeifen und Segel zum nächsten »Abenteuer« setzen läßt, ist nur mehr reiner Hohn auf unsere romantischen Bedürfnisse. Folgerichtig wurde Harlins widerlicher Film in den USA zum größten Flop seit »Waterworld«. Und vielleicht, wer weiß, liegt *hier* ein Grund zu Trost und Hoffnung.

Konkret 06/96, S. 63

Jan Pehrke

Film & Theater

Wolken ziehen vorüber

Regie: Aki Kaurismäki; mit Kati Outinen, Kari Väänänen, Elina Salo; Finnland 1996; 96 Minuten; ab 30. Mai im Kino (Pandora)

Das Restaurant »Dubrovnik« wird in der Eröffnungssequenz ganz im Stil des klassischen Hollywood illuminiert. Gepflegte Jazz-Musik, dargeboten vom hauseigenen Pianisten, trägt dazu bei, eine gepflegte Atmosphäre zu schaffen. Als aber in Gestalt der Oberkellnerin der typische Kaurismäki-Trauerkloß ins Bild rückt, scheint der Abstieg vorgezeichnet. Prompt gibt es dann auch Ärger in der Küche, wo der Koch – Alkohol! – ausklinkt. Die Oberkellnerin muß den Türsteher holen, um den Mann zur Räson zu bringen, und die Chefin spricht mahnende Worte.

Aber Kaurismäki will nur eine vorbildliche Konfliktlösung innerhalb einer Solidargemeinschaft skizzieren. Auf seinem nach unten offenen Stimmungsbarometer hat er sich mit dieser Arbeitsplatzbeschreibung in für ihn geradezu paradiesische Höhen gehangelt. Das nur vage aufblitzende Glück währt denn auch nur kurz. Das »Dubrovnik« wird von einer Restaurant-Kette geschluckt und die Belegschaft entlassen. Für die Oberkellnerin kommt es noch dicker: Ihr Mann, ein Straßenbahnfahrer, zieht bei einer Verlosung der Arbeitsplätze, die nicht wegrationalisiert werden sollen, den kürzeren und steht ebenfalls auf der Straße. Globalisierung in Helsinki.

Das Paar durchläuft dann den ganzen Parcours von Arbeitsamt, Vorstellungsgesprächen, dubiosen Arbeitsvermittlungsbüros und miesen Jobs; bei einer Bewerbung Ilonas ergibt sich folgender Dialog mit einem befreundeten Personalchef: »Du bist zu alt.« »Ich bin erst 35!« »Eben.« »Du bist doch schon 50!« »Ich habe Beziehungen.«

Aber was auch geschieht, Kaurismäki verfällt nicht in Spülstein-Realismus, sondern hält eisern an seinen satten, lebensfrohen Farben fest, als Nachhall des Paradieses und als Vor-Schein. Und wirklich, ganz unten angekommen, beschließen die Beiden, Existenzgründer zu werden und schaffen es »with a little help« schließlich auch. Am Ende stehen sie stolz vor ihrem schmucken Restaurant »Arbeit«, schauen gen Himmel, und es erklingt die Titelmelodie »Wolken ziehen vorüber«.

Kaurismäki sagt über seinen Film, ihm schwebte eine Synthese aus »Fahrraddiebe« und Frank Capras »It's a Wonderful Life« vor. Die ist ihm durchaus gelungen, aber es fragt sich, wie sinnvoll es ist, eine nüchterne Chronik der laufenden Ereignisse mit einem vom Himmel herabsinkenden Fahrrad zu beschließen.

Ein profaneres, traurigeres Ende hingegen hätte nur die schlechte Realität verdoppelt, und eine andere Option steht Kaurismäkis Ästhetik mit ihrer manierierten Einfachheit nicht zur Verfügung. Seinen Kunstmärchen ist es mithilfe des V-Effekts einer überaus künstlichen Reduktion zwar möglich, noch wie die alten Stummfilme von so grundsätzlichen Dingen wie Armut, Einsamkeit und Entfremdung zu sprechen, sie rufen aber ebenso wie diese auch die Allheilmittel Liebe, Solidarität und Güte auf den Plan, wenn auch augenzwinkernd.

Die »Fahrraddiebe« waren da weitaus materialistischer. Deren Hauptfigur kann die Weltläufte innerlich nicht so unbeschadet überstehen wie es die arglosen Liebenden aus »Wolken ziehen vorüber« vermögen. Und sein Ende macht aus einer individuellen Geschichte eine allgemeine, statt eine individuelle Lösung für ein allgemeines Problem zu suchen: Der Bestohlene wird selbst zum Dieb, womit auch der erste Diebstahl als Tat eines bereits Bestohlenen vorstellbar wird usw.

Kaurismäkis Lösung ist problematisch. Autorenfilme à la »Mein wundervoller Waschsalon« gefallen sich häufig darin, eine Lanze für das Kleingewerbe zu brechen, hauptsächlich, weil sie selber eines sind. Und so steht der Kampf, den die Figuren von »Wolken ziehen herüber« für die Steigerung der »Lebensqualität«, gegen den Sittenverfall und gegen namenlose »Imbisse mit Bierausschank« führen, immer auch für den des Autorenfilms gegen die Massenware. Überdeutlich wird diese Parallelführung, als der Hauptdarsteller nach Betrachtung eines schlechten Films von der Kassiererin verlangt, ihm das Eintrittsgeld zurückzuerstatten.

Diese Pointe trägt bei Kaurismäki deutlich rückwärtsgewandte Züge. Dem Abgesang des Films auf das »Dubrovnik« und dem Lamento über den allgemeinen Qualitätsverfall entspricht stilistisch die Reminiszenz an das gute alte Hollywood. So ist »Wolken ziehen vorüber« eine nicht von vornherein unverständliche Beschwörung eines nicht ganz so schlimmen Kapitalismus.

Konkret 06/96, S. 64

Sönke Jahn

Stein schlägt Schere

Die Digitalisierung der Ersten Welt schreitet weiter voran. Sie kostet nicht nur Geld, sondern es läßt sich auch gut damit verdienen. Kurzer Lehrgang durch die Geschichte der Computerisierung

Seit geraumer Zeit schwallt und blubbert es hierzulande zum Thema Multimedia und Datenautobahnen und Digitalisierung, daß es nur so seine Art hat. Kreuz- und Quer- und Schwerdenker treiben die medienästhetische Sau durchs globale Dorf, faseln von Mensch-Maschine-Schnittstellen und weltweiter Vernetzung und direkter Demokratie und versuchen, jedem ihren digitalen Bären von der Informationsgesellschaft aufzubinden.

Wie zum Beispiel die studierte Theologin und Vizebundestagspräsidentin Dr. Antje Vollmer. Sie schrieb unter der Überschrift »Das Bürger-Büro: Modernste Multimedia auf dem Land« im April-Programmheft der Deutschlandsender Deutschlandfunk und Deutschlandradio über kostengünstiges Regieren »im Zeitalter von Datenautobahn, Internet und Multimedia«. Denn: »Vor allem in den Kommunen sprießen die Ideen aus dem fruchtbaren Boden der strukturellen Finanzmisere.« Freudig vermeldet sie deshalb die Einrichtung eines »bürgerschaftlichen Dienstleistungszentrums« in der 5.700-Seelen-Gemeinde Bismark in Sachsen-Anhalt. Das Bismarksche Pilotprojekt sei ein »gemeinsames Angebot von öffentlichen und privaten Dienstleistungen in einer multifunktionalen Servicestelle«.

Hatte Bismark zuvor eine eigenständige Verwaltung, wird also das Rathaus wegrationalisiert? Kein Wort darüber. Nur soviel, daß vom »kommunalen Einwohnerwesen« bis hin zu Bankgeschäften und, natürlich, Selbsthilfegruppen die »Mitarbeiter des öffentlichen Dienstes« künftig »vor Ort« unter Zuhilfenahme eines »Selbstbedienungs-Computers« in der Lage sein sollen, einen für die Einwohner »erreichbaren Staat in Augenhöhe« zu repräsentieren. Frau Vollmer nennt dies einen »Kiosk an der Datenautobahn«, der gezielt (von ihr?) entwickelt wurde, um der »immer schlechter werdenden Versorgung des ländlichen Raums mit Dienstleistungen von öffentlicher und privater Seite zu begegnen.«

Leider läßt die Visionärin nichts darüber verlauten, warum eigentlich die öffentlichen Dienstleistungen auf dem Land immer schlechter werden. »Mittels moderner Medientechnik«, jubiliert Frau Doktor, könne der Staat »einen Charakter gewinnen«, der Bürgernähe mit Effektivität verbinde und so ein »konkretes Bild von staatlichem Handeln unter den medialen Bedingungen der Zukunft« böte. Und noch eins weiß die Bündnisgrüne: »Die preußischen Grundsätze des Berufsbeamtentums passen auch kaum noch zu Menüwahl und Benutzeroberflächen.« Ein dolles Ding.

Ein knappes halbes Jahr zuvor herrschte auch unter den Alchimisten im Bundeswirtschaftsministerium ein eitel Frohlocken: Informationen seien zum vierten großen Wirtschaftsfaktor geworden. »So wichtig wie Rohstoffe, Arbeit und Kapital«, schrieben sie in ihre Broschüre »Die Informationsgesellschaft«. Und deren »Symbolprodukt«, der Mikrochip, würde bekanntlich aus Silizium hergestellt: »also eigentlich aus Sand«. Diese beiden Beispiele en vogue verzückter Fachsimpelei mögen genügen: Selbst ohne den leisesten Schimmer, warum sich alle Welt Computer anschafft, kann man sich in missionarischer Sinnstiftung versuchen und sich so als auf der Höhe der Zeit befindlich bewundern lassen.

Dabei ist alles längst ein alter Hut: Aus den mild-verrückten Elektronik-Freaks und Bastlern, die 1975 einer kleinen Firma aus Albuquerque in Neu-Mexiko einen 397 US-Dollar teuren Bausatz namens Altair, einen der ersten Minicomputer der Welt, aus den Händen rissen, wurden bis heute Abermillionen Computerbesitzer, und ein kompletter Industriezweig ist damit beschäftigt, noch viel mehr PCs in die privaten Haushalte zu schaufeln; sie in die Büros von Maklern, Bürgerinitiativen und Sektenführern zu stellen, sie sogar vor die Bäuche von fliegenden Händlern und Versicherungsvertretern zu binden und ihnen allen die dazu erforderliche Software anzudrehen. Die Branche verbucht einige Fantastrilliarden Mark Umsatz. Und das bei kontinuierlich sinkenden Preisen und gleichzeitig immer wahnwitziger werdender Leistungsfähigkeit ihrer Bauten.

Schon 1982 kürte das amerikanische Nachrichtenmagazin »Time« den Personal Computer zum »Mann des Jahres«: Wenn die Automobilindustrie sich genauso entwickelt hätte wie die Computerindustrie, rechnete man bereits damals vor, würde man für fünf Mark einen Rolls Royce kaufen können, der mit einem Liter Benzin auf eine Million Kilometer auskäme.

Heutzutage würde niemand mehr einen dieser »Mann des Jahres«-PCs geschenkt nehmen, zu erbärmlich ist so ein Gerät im Vergleich zu den handelsüblichen Rechnern; kein modernes Programm ließe sich mehr darauf starten. Auch weil zu der Zeit unter den Maschinen noch eine babelhafte Sprachverwirrung herrschte: Jeder Hersteller lieferte sein eigenes Betriebssystem, mit den Dateien des einen konnte der andere garantiert nichts anfangen.

Erst mit dem Quasi-Monopol der Firma Microsoft kam ein wenig Schwung in die Sache, und vor allem kamen Bilder, Grafiken und Töne hinzu. Das gab es vorher zwar schon auf Apples Macintosh – nur konnte sich niemand diese Maschinen leisten. Microsofts Windows setzte sich nicht deshalb durch, weil es das bessere Produkt, sondern weil es billiger war. Aber es erfüllte seinen Zweck, brachte die nötige Standardisierung auf die Schreibtischrechner und zwang Apple, seine Rechner billiger zu verkaufen. Andere Hersteller verschwanden ganz von der Bildfläche.

Nicht beantworten läßt sich die Frage nach dem »Warum«. Was zum Teufel konnte jemanden dazu bringen, sich einen Computer hinzustellen? Noch dazu zu Hause? »Es gibt fünf Gründe, ein Ding zu kaufen«, verriet der Büromöbelhändler Aaron Brown Anno 1982 dem »Time«-Magazin: »Weil man es dringend braucht, als Investition, um sich etwas zu gönnen, als Andenken oder um jemanden zu beeindrucken«. Sein eigener Rechner falle in jede dieser Kategorien.

Mittlerweile dürfte in der Bundesrepublik nicht nur an jedem Büroarbeitsplatz, sondern auch in weit mehr als einem Drittel aller Haushalte ein privater PC herumstehen. Alles Kundschaft, der man nach der Logik der Konsumgesellschaft immer neue Produkte für ihre Kisten andrehen muß, um den Laden in Schwung zu halten – etwa indem man mit der verbesserten Version eines Schreibprogramms lockt. Oder man strickt ein neues Betriebssystem, Windows 95, mit dem man den Leuten das Geld aus der Tasche zieht. Und dank dessen die meisten vorhandenen Programme plötzlich völlig veraltet sind. Falls man nicht sogar einen komplett neuen Rechner braucht, um das neue System benutzen zu können.

Die neueste Marketingidee jedoch ist der Mythos von der Informationsgesellschaft, der das Gerede von der Multimedia ablöst. Multimedia war der Versuch, aus dem PC einen Fernseher zu machen und umgekehrt. Was davon übrigblieb, sind mehr oder weniger ambitionierte Lexika oder Computerspiele auf CD-ROM, inklusive der üblichen Softpornos, ohne die sich kein neuer Datenträger durchsetzen kann. Das war bei Videokassetten so, beim Privatfernsehen und wird schließlich auch dem Internet zum Durchbruch verhelfen. Übriggeblieben ist auch der Versuch diverser Medienmogule, aller Welt digitales Münzfernsehen dadurch schmackhaft zu machen, daß man der unpünktlichen Klientel ein und dasselbe Programm zeitversetzt auf -zig Kanälen zeigen will.

Zum Thema Informationsgesellschaft veröffentlichte man übrigens bereits Mitte der siebziger Jahre regalmeterlang Literatur, in der die Computerei aber eher schlecht wegkam; sie wurde als Herrschaftsinstrument geoutet und nicht wie heute als lässiges Steckenpferd präsentiert. Die Geräte waren hirnerweichend langsam und sie zu betreiben und mit Daten zu füttern war teuer. Nur große Unternehmen, gut bestallte Behörden und großzügig bedachte Universitäten konnten sich solche Rechenschränke leisten. Auf dem aktuellen Stand gehaltene Datenbestände hatten allerdings einen großen Vorteil gegenüber herkömmlichen, auf Papier erfaßten Zahlenkolonnen und intimen Details: Man konnte sie per Computer mit anderen eingegebenen Daten relativ leicht abgleichen, sie auseinanderziehen, stauchen oder stapeln und so durch den Wolf drehen, daß im Handumdrehen herauszufinden war, wofür sonst ein Heer von Befragern ausschwärmen mußte. Das Bundeskriminalamt unter Herold selig beispielsweise schnappte sich im Rahmen der sogenannten Rasterfahndung die Daten der Einwohnermeldeämter und verglich sie mit denen der Strom- und Wasserversorger, um im Untergrund zur Untermiete wohnenden Bombenlegern auf die Schliche zu kommen. So war sie, die Informationsgesellschaft nach Gutsherrenart – immer mehr würde über den Einzelnen in Erfahrung gebracht und abgespeichert werden. Und dank maschinenlesbarer Kredit-, Bahn-, Straßennutzungsgebühr- oder Was-auch-immer-Karten gelingt dies heute lückenloser denn je. Trotz der Datenschutzgesetze kann man den meisten Einwohnern jederzeit zurufen: Das war Ihr Leben.

Statt aber weiterhin vor dem gläsernen Bürger zu warnen, wähnen sich einige Protagonisten der Informationsgesellschaft auf der Seite der Aufklärung und erzählen die fantastische Anekdote vom Establishment, dem die teure – und somit exklusive – Technologie von einer Horde Technikjunkies entrissen wurde. Nun könne jeder so ein Gerät benutzen und auf den Datenbeständen der weiten Welt surfen; die Waffengleichheit wäre wieder hergestellt. Dummerweise ist das keineswegs der Fall. Arbeitgeber, Statthalter, Hintermänner, Bürokraten und Führer aller Art haben nie damit aufgehört, für viel Geld die Digitalisierung möglichst aller Lebensbereiche voranzutreiben und ihre Datenbanken zu füttern. Die Kosten dafür wurden von der Bevölkerung getragen – sei es durch Steuergelder oder über die Preise. Aber sie werden den Teufel tun und einen Normalsterblichen in diesen wertvollen Innereien wühlen lassen.

Zwar wird es durch die enorme Anzahl privater Kundschaft zunehmend interessanter, Dienste und Produkte auch für diese zu digitalisieren und computerlesbar anzubieten. Aber nur solange sich daraus ein Geschäft machen läßt oder sich dadurch zumindest Rationalisierungsmaßnahmen finanzieren lassen.

Banken beispielsweise dürften sich ein Loch in den Bauch freuen, daß Computerbesitzer ihre Konten von zu Hause per Modem führen und somit die Beschäftigten einsparen helfen, die sonst die Kundenkonten geführt und deren Daten in den Bankcomputer eingetippt hätten. Der winzige Vorteil, den der Bankkunde davon hat – nicht mehr vor die Tür gehen zu müssen, um einen Dauerauftrag zu erteilen – , wird dadurch wieder wettgemacht, daß er zusätzlich zur Kontoführungsgebühr für die Nutzung dieses Service einen Onlinedienst plus die anfallenden Telefongebühren bezahlt.

Und was ist mit den Bestrebungen computerisierter Bürgerrechtler, sich untereinander zu vernetzen und sich gegensei-tig die Computer vollzutexten? Sehr gut ist das – vielleicht kann man es eines Tages einmal wirklich brauchen. Manch aufrührerische Botschaft mag darin möglichen Überwachern durch die Lappen gehen. Dummerweise wird sie aber auch den meisten gutmeinenden Mitlesern durch die Lappen gehen – untergegangen im Raunen und Rauschen viel zu vieler völlig belangloser Mitteilungen.

Es hilft alles nichts: Der bloße Besitz eines Heimcomputers wird niemanden in die Lage versetzen, irgendwo irgendeine Machtfülle zu brechen oder an irgendeinem Herrschaftswissen zu partizipieren. Und überhaupt: Welche Art von Wissen

oder Information sollte neuerdings vorhanden sein, für die man unbedingt das Informationsvehikel PC benötigt? Der Computerwissenschaftler Joseph Weizenbaum brachte es auf den Punkt: Es sei einfach verrückt, soll er gesagt haben, zu glauben, daß die Probleme dieser Welt auf einem Mangel an Informationen beruhen. Armut und Hunger rührten nicht daher, daß wir etwas nicht wüßten.

Es gibt, um zum Ende zu kom-men, ein Kinderspiel namens Tsching-tschang-tschong, bei dem man dreimal die geballte Faust wiegt, um dann etwa die Finger zu einer Schere zu spreizen und, Stein schlägt Schere, verloren hat, wenn der andere die Faust nicht öffnete. Dieses Spiel ließe sich trefflich auch mit der auf Goldsand gebauten Informationsgesellschaft spielen. Etwa so: Brief schlägt E-Mail. Buch schlägt CD-ROM. Bibliothek schlägt Internet. Denn nichts auf der Welt ist so umständlich wieper Computer zu kommunizieren. Nicht nur, daß man diesen ganzen Klumpen Technik erst einmal besitzen muß, um ihn zu nutzen; eine elektronische Botschaft kann nur zugestellt werden an jemanden, der auch ein elektronisches Postfach hat. Einen Brief kann man postlagernd sogar an jemanden ohne festen Wohnsitz versenden, ein Buch überall im Sitzen, Stehen oder Liegen lesen – eine CD-ROM nur in der Nähe einer Steckdose am Computer. Und nicht zuletzt: Gezielte Nachforschungen zu beliebigen Themen lassen sich am ehesten erfolgversprechend in einer gut ausgestatteten Bücherei vornehmen. Was sich im Internet aufstöbern läßt, ist nur zufällig dort vorhanden – weil sich jemand ausnahmsweise die Mühe machte, es abzutippen und bereitzustellen. Und selbst dann gibt es meist keine Gewißheit, von wann und von wem die Information stammt und ob sie korrekt ist.

Ganz gewiß gab es gute Gründe für jeden einzelnen Computerbesitzer, warum er oder sie sich das Gerät angeschafft hat, mindestens ebensoviele, wie es gute Gründe dafür gibt, sich ein Makramee-Set zu kaufen und Blumenampeln zu knüpfen. Das Rennen um die Informationsgesellschaft muß man deshalb noch lange nicht mitmachen – spätestens zum Ende des Jahres wird sowieso Bilanz gezogen und festgestellt werden, daß darin keine Pfründe liegen. Seien wir also gespannt, was dann für eine Seifenblase auf uns zuschwebt. Aber keine Sorge – seinen PC muß niemand deswegen wegschmeißen. Schließlich wurde auch dieser Beitrag bequem auf einem Computer getippt, korrigiert, verworfen, neu formuliert und schließlich gesichert und per Modem an den zuständigen Redakteur gesandt.

Ein Hoch also auf die neue Technologie. Schade ist nur, daß ich so auf den Kaffee verzichtet habe, den ich bei persönlicher Anlieferung in der Redaktion gewiß angeboten bekommen hätte.

Sönke Jahn ist das geschickt gewählte Pseudonym einer hochgestellten Persönlichkeit

Konkret 06/96, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Eine Schlagzeile der »Bild«-Zeitung nennt den Geschäftsführer Guido Westerwelle

die neue Geheimwaffe der FDP

Einsetzbar zu Land, Luft und Wasser: der Breitmaul-Knallfrosch.

Wenn die »Frankfurter Rundschau«, das Zentralorgan des zweiten Bildungswegs, der Nachbarin mit dem großen Latinum imponieren will, ruft sie ihr Zeilen wie diese übern Zaun:

Quo vadis, Sandinistas?

Das heißt auf Deutsch etwa: Wo du gehen hin, Sandinisten?

Wozu hat Georg Friedrich Händel den »Messias« komponiert, Simon Bolivar gegen die Spanier gekämpft, Alexander von Humboldt den Chimborasso erstiegen? Und wozu, in drei Teufels Namen, hat der Herr der Heerscharen Tafelberge, Wasserfälle und undurchdringlichen Dschungel erschaffen? Es wäre alles ganz umsonst gewesen, hätte nicht die Deutsche Presse-Agentur am 12. Mai 1996 melden dürfen:

Auf den Spuren von Simon Bolivar und Alexander von Humboldt ist Bundespräsident Herzog am Wochenende in das Innere Venezuelas gereist. Ein eindrucksvolles »Halleluja« aus Händels Oratorium »Messias« empfing ihn und seine Ehefrau in der Kathedrale von Ciudad Bolivar. Den Naturschönheiten widmeten sich die Herzogs am Sonntag im Nationalpark Canaima. Tafelberge, Wasserfälle und undurchdringlicher Dschungel prägen dieses drittgrößte Naturreservat der Welt im Süden des Landes.

That's why.

Wenn Frau Sager sagt:

Die Grünen haben auch ein Interesse, wenn das inhaltlich geht, eine babylonische Gefangenschaft im rot-grünen Lager zu überwinden,

verallgemeinert die »Frankfurter Allgemeine«:

Wenn sich die Union abweisend verhält, kann sie die Grünen zwingen, in der babylonischen Gefangenschaft der Linken zu bleiben.

Der Teufel mag wissen, wer in dieser babylonischen Geschichte der Nebukadnezar ist (Lafontaine? also doch Nabucco statt Ossobuco?), wer Jesaja (Krista Jasager?) und wer der Messias (Fischer? Aber Messias heißt: der Gesalbte, nicht der Verfettete).

Beim Anblick der 16 Kinder, die ein Mann in einer biederen schottischen Kleinstadt erschossen hat, kommt der »Rheinischen Post« das Unbewußte hoch:

In Dunblane kennt jeder jeden. Mittelständische Betriebe sorgen für geregelten Wohlstand. Die Familienstrukturen sind intakt, der Ausländeranteil liegt unter einem Prozent, nur fünf Prozent der Haushalte haben alleinerziehende Elternteile.

Verbrecher sind Ausländer oder unehelich. Aber warum dieser unkatholische Kleinmut? Genügt nicht *ein* Ausländer, genügt nicht *eine* wilde Ehe, die rheinische Weltmittelständisch - kleinfamiliärwohl-ständiger Wohlanständigkeit dem Teufel zu weihen?

Wo sogar der »Bild«-Redakteur sich seiner Dummheit schämt, läßt er sie gern von einem Experten aufsagen:

Der Münchner Diplompsychologe Dr. Stephan Lermer (46) hat das Seelen-Phänomen der »Kelly-Family« analysiert. »Die Kellys stehen für drei Komponenten, die den Menschen heute wichtig sind: Gemeinschaft, Ehrlichkeit, Mischung aus Leistung und Lebensfreude. Die Kellys sind keine Models. Jeder findet eine Person in der Band, mit der er sich identifizieren kann. Dort hat man auch Pickel, oder man ist übergewichtig«,

man kann sich also identifizieren und infizieren. Als die Konkurrenten vom Kölner »Express« einen suchten, der sich nicht scheut, unterm Titel »Gerhard Schröder: Sorge um seine Doris« die Frage zu beantworten: »Wie prickelnd ist eine

öffentliche Affäre?«, fand sie wen? Unsern pickelnden Drei-Komponenten-Psychologen:

Psychologe Dr. Stephan Lermer aus München: »Die beiden haben es jetzt sehr schwer. Sie können nirgendwo hingehen, würden überall nur böse Blicke ernten. Sie stehen unter enormem Streß. Wenn sie ihre Liebe retten wollen, dann müssen sie extrem vorsichtig miteinander umgehen.« Er warnt: »Auf keinen Fall seinen Ärger auf den Partner entladen.« Wenn sie aber dieses Tief gemeistert hätten, dann würde alles gut.

Alles in allem scheint der Stand der psychologischen Wissenschaft zu sein, daß es mit Lebensfreude, Vorsicht, Liebe und Leistung besser geht als mit enormem Streß und der Entladung des eigenen Ärgers auf den Partner, Gerhard und seine Doris also in diplompsychologischer Sicht ihr Tief nirgends so gut meistern könnten wie in der Kelly-Family.

Ob Dr. Stephan Lermer auch unter den Bewerbern war, die zur deutschen Kriegserklärung die wissenschaftliche Begleitmusik machen wollten? Der Auftrag ging zwar nicht an ihn, sondern an das Hamburger Institut für Sozialforschung, dessen Bemühungen aber den Vergleich mit Dr. Lermer nicht zu scheuen brauchen:

Projektionsfläche Balkan. Bilderkrieg – Kriegsbilder, Europäische Rezeptionsweisen des Balkankrieges... Der Balkan diente dem Westen immer wieder als vielgestaltige Projektionsfläche.

Es ließe sich einwenden, daß der Balkan den Deutschen nicht so sehr als Projektionsfläche gedient hat denn als Fläche für ihre Projektile, aber auf so plattem Niveau kann natürlich alles gedeihen bloß kein Symposion über Bilderkrieg – Kriegsbilder. Nachdem sie aber dieses Tief gemeistert hatten, wurde alles gut.

Weil wir keine Monarchie mehr haben, heißt unser Kaiser nicht Wilhelm II., sondern Wolf Heckmann, und statt im Berliner Schloß sitzt er in einer Hamburger Redaktion. Das ist dann aber auch der ganze Unterschied:

Wer einen Krieg hinter sich hat – und das gilt insbesondere für eine idiotische Schlächterei unter früheren Nachbarn – , ist nicht mehr ganz Herr seiner Sinne und braucht dringend als psychiatrische Behandlung ein paar Augen vom Kaliber 9 Millimeter und mehr, die ihn unmißverständlich ansehen.

Der Balkan als Projektionsfläche, einmal mehr.

Seltsam, wie hasenherzig die Helden des Kapitals, gerade erst, dekoriert mit der Nahkampfspange, vom Sieg über den Kommunismus heimgekehrt, auf das kleinste bißchen Verwertungskrise reagieren. Beispielsweise der Chefredakteur der »Wirtschaftswoche«, einer Art »Spiegel« für den handlungsreisenden Kleinaktionär, der vor dem geradezu welthistorischen Schrek-kensbild, das er da an die Wand übern Couchtisch malt:

So muß es im alten Rom zugegangen sein: Das Volk delektiert sich an Klatsch und Tratsch. Die Politiker sind mit sich selbst und dem Erhalt ihrer Macht beschäftigt. Unterdessen geht das Land zu Bruch...

in Panik davonläuft:

Aber vielleicht haben wir gar nicht mehr die Kraft und/oder den Willen zum Handeln? Aus dem alten Rom wurde ja auch – Italien.

Aus dem alten Nero wird jetzt Helmut Kohl, aus den Epistulae morales die »Wirtschaftswoche« und aus Lucius Annaeus Seneca – Stefan Baron.

Mit einem lieben Gruß von Haus zu Haus an die Redaktion der Tageszeitung »junge Welt« sei zitiert, was eine Nachwuchskraft auf ihre Seite eins hingemacht hat, nämlich erstens

nachvollziehbare Zahlen

und zweitens

diese immer totalere Anpassung,

während ein anderer ein paar Seiten später

die Mühe mit dem Spagat, den sie einschlagen müssen,

beschreibt. Freunde, Berliner, Genossen, ich bitte: dafür gibt es die »Taz«.

Daß Deutschlands Überfall auf die UdSSR fast jede sowjetische Familie das Leben eines der Ihren gekostet hat, ist eines der wenigen historischen Daten, die noch der volksgenossenschaftlichen Bewältigung harren. Die »Frankfurter Allgemeine« – wer sonst? – hat die Sache jetzt in Angriff genommen:

Bagdad gibt keine Auskunft über das Schicksal von 625 Kuweitern, die im Krieg verschleppt wurden und noch immer vermißt werden. Bei kaum mehr als 600.000 Kuweitern wartet fast jede Großfamilie noch immer auf Nachrichten über ein verschlepptes Familienmitglied.

So hat nicht nur bei den Russen, sondern auch bei uns, nämlich bei unseren kuweitischen Freunden, jede Familie ein Mitglied verloren. Kann Reißmüller dafür, daß eine kuweitische Familie durchschnittlich tausend Mitglieder zählt?